



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 47.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen
von
W. Wauna.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Was ist geschehen?“ rief ich den hereinbrängenden Männern entgegen, voll Besorgnis in deren schreck erfüllte Mienen starrend.

Einer von ihnen, Gus Penmaur, ein gewandter Bursche von fünf und zwanzig Jahren, trat vor, für die anderen das Wort zu nehmen.

„Das, was Sie schon lange prophezeit, Master Hugh,“ sagte er; „das Wasser ist in den Hauptschacht eingebrochen!“

Was das zu bedeuten hatte, wußte ich nur zu gut. Wenn die See dort einbrang, war ein großer Teil der Mine für immer ruiniert.

„Das sind ja böse Ausichten, Jungens!“ sagte ich. „Aber es war längst zu erwarten, und wenn niemand drunten und kein Leben gefährdet ist, so ist's am Ende noch gut genug abgelaufen.“

Wie ich so sprach, sah ich sie verstört von einem zum andern blicken und sich gegenseitig zuflüstern; ich vermutete, daß sie mit noch nicht alles gesagt.

„Was ist's weiter, Jungens? Sprecht!“
„Kommen Sie hinaus, Master Hugh,“ erwiderte Gus Penmaur, „ich will's Ihnen draußen sagen.“

Auf diese Worte stürzte meine Tante mit einem wilden Schrei vorwärts und packte den Sprecher am Arm.

„Du sollst es da sagen!“ rief sie. „Ich lese es in Deinem Gesichte, mein Traum ist Wahrheit geworden. Mein Mann ist in der Mine! — Hugh, sag ihm, er soll sprechen; was es auch sei, ich kann's tragen!“

In diesem Augenblick trat Annie, die nach ihrem Zimmer geeilt war, wieder in die Küche.

„Du kommst zur rechten Zeit, Annie Penragon!“ rief ihr meine Tante in wild aufgeregter Erregung entgegen. „All der Jammer fing mit Dir an. Bitte die da, daß sie sprechen und sagen, was mit Deinem armen Vater ist!“

„O Hugh, was ist geschehen?“ fragte Annie, voll Besorgnis zu mir eilend.

Ich teilte ihr mit, daß das Wasser in die Mine eingedrungen sei.

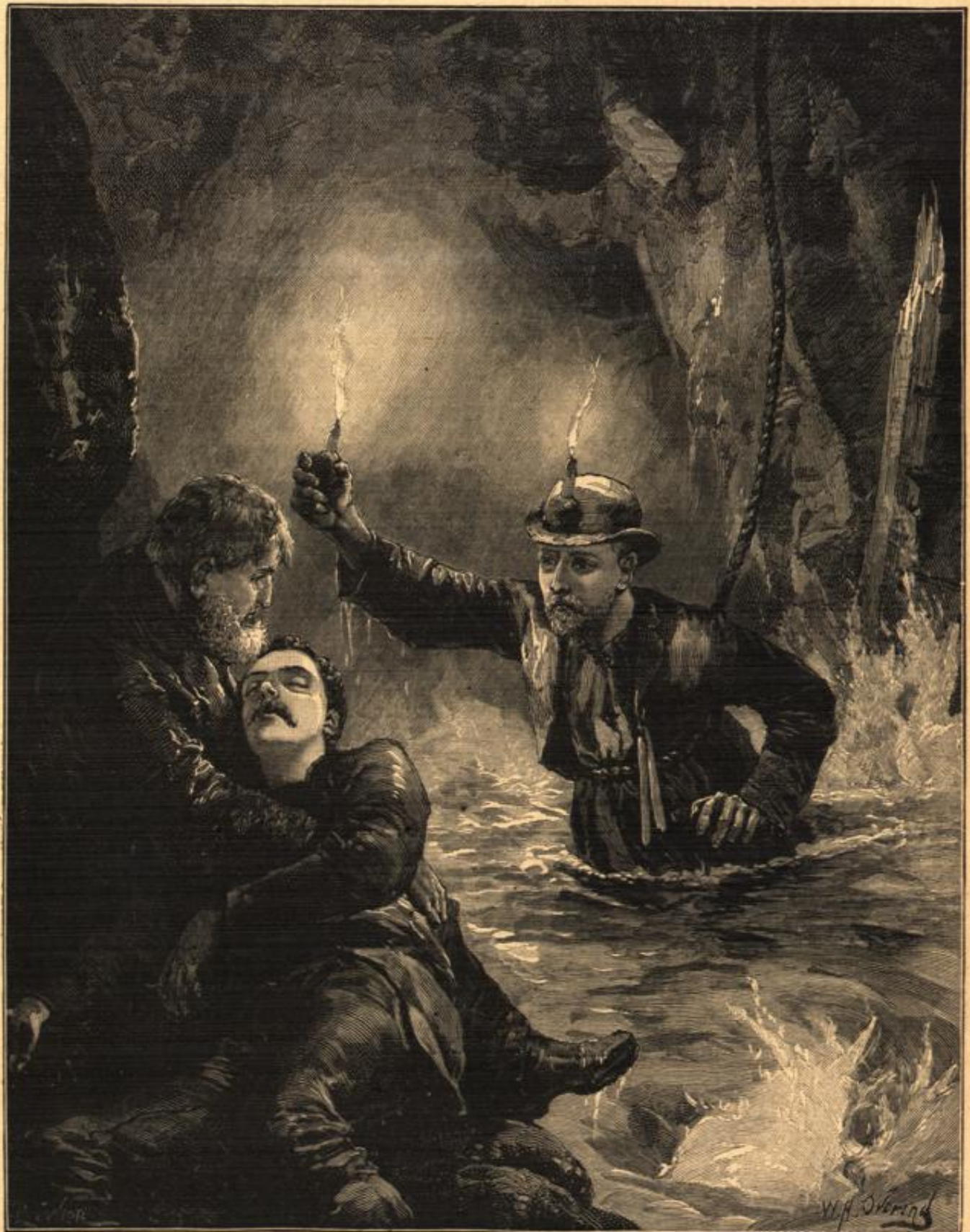
„Und der Vater, wo ist der Vater?“ fragte sie angstvoll.

Gus Penmaur wechselte einen flüchtigen Blick mit seinen Gefährten und antwortete dann:

„Ihr Vater ist drunten in der Mine mit dem jungen Herrn!“

Tante Martha stieß einen entsetzlichen Schrei aus und erhob verzweifelnd die Hände.

„Tot!“ schrie sie. „O, mein Traum, mein Traum! Du hast ihn getötet, Annie, — Du hast Deinen Vater umgebracht!“



Die Mine von St. Gurlott. Der Mann war mein Onkel, der in dessen Schoß Ruhende, George Reduth. (S. 354.)

„Nein, nein, Mutter! O, rede nicht so!“
 „Sprecht, Jungens, schnell!“ sagte ich. „Erzählt mir alles — um Gottes willen!“

Gus Penmaur nahm hierauf wieder das Wort und berichtete mir kurz, was er selbst wußte: daß im Laufe des Nachmittags George Redruth in Begleitung meines Onkels in die Mine gestiegen sei, um die gefährdeten äußeren Galerien zu besichtigen, daß plötzlich, während unten alles an der Arbeit war, das Alarmzeichen gegeben worden, jedermann die Werkzeuge von sich geworfen und zu den Leitern geeilt sei, während sie gleichzeitig ein seltsames Rauschen und Gurgeln gehört, gleich dem Eindringen der See, daß alles in wilder Flucht die Leitern emporgekommen, dieselben unter dem Gewicht der Leute zusammengebrochen und mit den letzten derselben in den dunklen Schachtraum hinabgestürzt seien und daß schließlich, als sich am Eingang der Mine die Leute wieder gesammelt, sie nebst mehreren ihrer Gefährten auch George Redruth und meinen Onkel vermißt hätten.

Ich stürzte nach der Thüre. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, ein scharfer Wind blies aus Südwest, von mit Hagel vermischten Regenschauern begleitet. Mit Schrecken dachte ich, wie dunkel es wohl dort unten sein möchte und ob die, die in jener Finsternis lagen, wohl noch am Leben sein würden. Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich nahm mir selbst nicht mehr Zeit, an die Tante oder Annie ein tröstendes Abschiedswort zu richten, sondern rannte querfeldein über das Moor, der Mine zu, die Leute auf-fordernd mir zu folgen.

Nicht einer blieb zurück. Als wir die Klippe erreicht hatten, fanden wir die Kunde von dem Unglück schon allgemein verbreitet. Eine aufgeregte, schreiende Menge umstand den Eingang des Hauptschachtes, einige davon hielten brennende Fackeln, deren leuchtender Schein rote, flackernde Lichter in das trübe Dunkel der Regennacht warfen. Schwer, mit dumpfem Gemurr rollten die Wogen zum Strand, bäumten sich auf und spritzten brandend den weißen Schaum hoch in die finstere Nacht.

Plötzlich legte sich eine Hand leicht auf meinen Arm, mich umwendend erblickte ich Madeline und, eng an sie geschlossen, geisterhaft bleich, Mrs. Redruth.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ rief Madeline. „Ist noch irgend welche Hoffnung vorhanden?“

Ich schaute in ihr blaßes Gesicht und sah in dessen angstdurchwühlten Zügen nur die Liebe zu meinem Nebenbuhler, doch in diesem außerordentlichen Moment fühlte ich keine Eifersucht — nur Mitleid für sie und für ihn. Dann warf ich einen Blick auf seine Mutter und vernahm ihren verzweiflungsvollen Schrei:

„Retten Sie ihn! Retten Sie meinen Sohn!“
 Entschlossen wandte ich mich zu den Leuten und befragte sie:

„Ist Mr. Redruth unten?“

„Ja, ja!“ hallte es im Chöre.

„Wer sah ihn zuletzt?“

„Ich!“ erwiderte Gus Penmaur. „Er ging mit Ihrem Onkel nach der äußeren Galerie.“

Ich trat zu dem Haupteingang und schlug die Fallthüre zurück. Dann kniete ich bei denselben nieder, beugte meinen Kopf über die Schachöffnung und lauschte. Wie Donnergeroll, wie das Brüllen und Brausen kämpfender Wassermassen tönte es von unten herauf. Ich zweifelte nicht mehr — das Entschlichste war eingetroffen.

Das Meer hatte sich Bahn gebrochen in die Mine.

Für die da unten, wenn sie noch am Leben waren, gab es nur noch eine Möglichkeit der Rettung: es mußte jemand hinuntersteigen, nach ihnen Umschau zu halten, selbst mit Gefahr seines Lebens. Ohne einen Moment zu zögern, beschloß ich, die Aufgabe freiwillig zu übernehmen. — So seltsam es klingt, sobald ich diesen Entschluß gefaßt, wurde mein Denken vollständig ruhig und klar.

„Hört, Jungens,“ rief ich, „es ist immer noch Hoffnung vorhanden — ich gehe hinunter.“

Gedämpftes Beifallsgemurmel, untermischt mit leisen Schredenslauten, begrüßte meinen Entschluß.

„Es hilft nichts, Master Hugh,“ rief Gus Penmaur. „Die untersten Leitern sind weggeschwemmt!“

„Ich weiß das,“ antwortete ich. „Wenn ich jedoch nur sicher bis zu der mittleren Plattform gelange, so kann ich mich von dort aus an einem Stricke herablassen. Wenn einer so schnell als möglich nach dem Bureau und bring alle Stricke und Lichter mit, die er dort finden kann.“

Schnellen Laufes rannten mehrere zumal davon, das Verlangte herbeizuschaffen, während ich den Zurückgebliebenen meinen Rettungsplan auseinandersetzte. Einige der Beherzteren, unter ihnen Gus Penmaur, erklärten sich sofort bereit, mit mir nach der Plattform hinunterzusteigen und mich von dort nach dem untern Schacht hinabzulassen. In weniger Zeit als ich brauche, diese Worte niederzuschreiben, waren auch die nach dem Bureau Geeilten wieder zurück, mit Stricken und Lichtern zur Genüge versehen. Ich nahm von letzteren so viele zu mir, als ich in meinen Taschen bergen konnte, steckte zwei oder drei auf meinen Hut und war nun zum Abstieg gerüstet.

Schon hatte ich den ersten Fuß auf die Leiter gesetzt und war eben im Begriff hinabzusteigen, als Madeline an den Rand des Schachtes trat.

„Gott schütze Sie,“ rief sie, „und führe Sie heil wieder zurück!“

Ich erfaßte ihre Hand und presste sie an meine Lippen. „Wenn er noch lebt,“ sagte ich, „so bringe ich ihn Ihnen

und seiner Mutter wieder. Weinen Sie nicht, Miß Graham, noch ist nicht alles verloren!“

Ich dachte, daß ihre Thränen ihm galten, sonderbar jedoch, es regte sich in diesem Moment auch nicht eine Spur von Eifersucht in mir, ich fühlte nichts als innige Teilnahme mit ihrem Schmerz. Wie seltsam aber war mir zu Mute, als sie sich jetzt tief über mich beugte, meinen Kopf in ihre beiden Hände nahm und mich auf die Stirne küßte.

„Ich bete für Sie!“ schluchzte sie und wandte sich hinweg.

Mir der Bedeutung dieser Handlung kaum bewußt werdend, stieg ich rasch abwärts, gefolgt von Gus Penmaur und den anderen Freiwilligen. Je weiter wir nach unten kamen, desto stärker wurde das unterirdische Getöse; die massigen Felsen selbst, auf denen die Leitern ruhten, schienen unter dem gewaltigen Bogenprall zu erzittern wie bei einem Erdbeben. Vollständig in Finsternis gehüllt, erreichten wir die erste Plattform.

Hier machte ich Halt und zündete eine der Kerzen auf meinem Hute an, meine Gefährten thaten ein Gleiches. Das spärliche Licht warf einen düstern Schein über ihre blaffen, erregten Gesichter und hinab in die gähnende Tiefe des Schachtes.

„Jetzt vorwärts, Jungens!“ rief ich, die zweite Leiternfolge hinabsteigend. Es war ein gefährliches Stück Arbeit, da einige der Sprossen infolge der eiligen Flucht der Miner zusammengebrochen waren, und es bedurfte aller Vorsicht und Kenntnis des Weges, heil da hinunter zu kommen.

Endlich gelangten wir alle glücklich zu der mittleren Plattform. Hier schallte das Gewoge und Gebrause geradezu betäubend herauf, es war, als ob die Felsen jeden Augenblick über uns zusammenstürzen sollten, unterwühlt von den brodelnden, gierig an den Wandungen hinaufschäumenden Wassermassen.

Ich beugte mich über den Abgrund, ein Licht in der Hand. Es war richtig — die Leitern waren heruntergestürzt, dunkel und plattlos gähnte der jäh abstürzende Schacht. Dann versuchte ich, die Hand als Reflektor über das Licht haltend, die Finsternis zu durchdringen und gewahrte auch, tief unten, etwas wie den Schein auf- und abwogenden Wassers. Ich rief hinab, doch meine Stimme verhallte kraftlos in dem Kampf der Elemente.

Auf der Plattform befand sich eine Winde und Bruchstücke eines älteren, außer Gebrauch gesetzten Krähens. Um diese wand ich eines der Seile und wies die Männer an, das eine Ende zu halten und es anzuziehen oder sich abwickeln zu lassen, je nachdem ich ihnen Signale geben würde. Dann nahm ich das andere Ende und knüpfte es sorgfältig unter meinen Armen, über der Brust, fest.

„Es ist alles umsonst, Master Hugh,“ rief Gus Penmaur. „Gehen Sie nicht, Sie gehen in Ihren Tod!“

Da er jedoch sah, daß mich nichts zurückhalten konnte, drückte mir der wadere Bursche kräftig die Hand und gelobte, sein Möglichstes zu thun, mir beizustehen, das Gleiche versprachen auch die anderen. Als ich mich über die Plattform schwang, stützte ich mich, so gut es ging, auf die vorspringenden Steine der Schachöffnung, einen Augenblick später hing ich in der Luft. Langsam, vorsichtig ließen sie mich hinunter; schwach nur beleuchtete das Licht, das ich in der einen Hand hielt, die feuchte, schlammig glänzende Wandung. Endlich, in einer Tiefe von etwa sechzig Fuß, gelang es mir, auf einer stehengebliebenen Leiter festen Fuß zu fassen und, auf derselben weiter hinabsteigend, erreichte ich glücklich die unterste Plattform.

Den Blick erhebend, sah ich, hoch über mir, wie in engem Rahmen, die Gestalten meiner Gefährten. Ich rief ihnen zu, doch sie hörten mich nicht, erst als ich ihnen ein Zeichen mit dem Seil gab, antworteten sie auf gleiche Weise zurück, daß sie mich verstanden. Nun band ich das Tau los und begann Umschau zu halten.

Auf einmal stieß ich mit dem Fuß an etwas Weiches, körperlartiges; mich bückend und das Licht über den rätselhaften Gegenstand haltend, erblickte ich zwei der Miner, die zwischen den Trümmern der zusammengebrochenen Leiter lagen — starr und steif, mit entsetzlich zerfallenen Gesichtern; der Tod mußte zweifelsohne ein sofortiger gewesen sein.

Voll neuen Schredens lehnte ich mich über die Plattform und sah hinunter. In diesem Augenblick begann sich plötzlich alles mit mir zu drehen, ich wäre gefallen, wenn es mir nicht gelungen wäre, rasch noch das ganz in meiner Nähe lose schwingende Seil zu erfassen.

Direkt unter mir, den untersten Schacht überflutend, brauste die See, mit wildem Pulsschlag hin- und herwogend durch die Galerien, in welche sie sich Bahn gebrochen. Die Wände des Schachtes waren mit salzigem Schaum und Gischt überspritzt, der triefend von dem felsigen Gestein abließ. Von der Stelle an, wo ich mich befand, war keine Leiter mehr stehen geblieben, sie waren sämtlich weggeschwemmt worden.

Der Lärm war geradezu betäubend, dennoch erhob ich meine Stimme, so laut ich konnte. Dann hielt ich inne und lauschte. — Keine Antwort.

Wieder schrie ich hinunter, wieder lauschte ich.

Auf einmal, aus der tiefen Finsternis da unten, vernahm ich einen schwachen Ruf.

Mein Herz stand beinahe still! — Dann schrie ich hinunter mit aller Kraft.

Noch einmal der schwache Ruf.

Jetzt ergriff ich das Seil und, zu den Gefährten über mir aufblickend, deutete ich hinunter; sie gaben das Zeichen, daß sie mich verstanden. Dann band ich das Tau wieder

um und signalisirte: abwinden. Dies geschah, und mit einem kurzen Stoßgebet schwang ich mich von der Plattform. Meine den Männern erteilten Weisungen waren sehr einfache. Wenn ich einmal am Seile zog, hieß es abwinden; zweimal hieß stoppen; dreimal aufziehen. Je weiter ich hinabstieg, desto größer wurde die Gefahr, denn das Seil war nicht allzu stark und die Reibungen an den scharfen Felsvorsprüngen schädigten dasselbe in bedenklicher Weise.

Bald umfing mich aufspritzender, fliegender Gischt und als ich etwa fünfzig Fuß unter der letzten Plattform mich befand, berührten meine Füße die Oberfläche des Wassers. Noch vier weitere Fuß und ich tauchte Boden. Ich zog zweimal an und sah dann um mich.

Der Fleck, worauf ich stand, bildete eine Art Platte am Anfang eines Teiles der Galerie, die sich von da ab in schiefer Ebene abwärts zog. Rund herum leuchtete und schäumte die See. Wie ich so dastand, ging mir das Wasser bis an die Brust und löschte das Licht, das ich in der Hand trug, nur das auf meinem Hut befindliche brannte jetzt noch. Wieder rief ich mit aller Kraft meiner Lunge, beinahe daran verzweifelnd, Antwort zu erhalten. Zu meinem Erstaunen vernahm ich ganz aus der Nähe einen Gegenruf, und, angestrengt in das dämmerige Halbdunkel blickend, sah ich auf einem vorspringenden Felsen, an dem die Wasser bis zum Rand heraufschlugen, zwei menschliche Gestalten.

Die eine saß zurückgebeugt, den Kopf an die Steinwand lehrend, die andere lag benüßlos auf den Knien der ersteren, mit dem todesbleichen Kopf an der Brust des Gefährten ruhend. Sie sahen mehr wie Berggeister aus als wie menschliche Wesen, so triefnaß, so bedeckt mit Schlamm und Gischt war ihre Gewandung. Doch selbst in dem schwachen Lichte meiner Kerze erkannte ich sie.

Der Mann, der da saß, war mein Onkel, John Pen-dragon; der benüßlos in dessen Schoß ruhende George Redruth, der Herr der Mine.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlenfischerei in der weißen Elster.

Von
 Emil Böhme.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In der Reihe derjenigen Flüsse, in welchen die Natur eine ihrer geheimnisvollsten Schöpfungen und wunderbarsten Erscheinungen, die Perlen, hervorbringt, nimmt die weiße Elster die erste Stelle ein. Wer jemals das reizvolle Gebiet dieses Flusses mit dem lieblichen voigtländischen Badoorte gleichen Namens besucht hat, der wird gewiß auch das Treiben der Elstermuschel beobachtet und die wunderbaren Produkte derselben, die wertvolle Elsterperle und das prächtige Perlmutter, in Augenschein genommen haben. Etwas nördlich vom genannten Badoorte, dort, wo aus dem Rauner Grunde der klare Mühlhäuser Bach in die Elster sich ergießt, beginnt das Gebiet der Perlmuschel, aber als ihre eigentliche Heimat kann erst die Gegend zwischen Dorf und Elsterberg bezeichnet werden. Besonders in der Oelsnitzer Pflege werden Muscheln in großer Zahl, ja sogar wirkliche Perlenbänke gefunden.

Fürsorglich, der reumüthige Chronist der Stadt Oelsnitz, dessen Manuskript im dortigen Katsarchiv aufbewahrt wird, befragt denn auch im Jahre 1823 den „heiligen“ Elsterfluß in der folgenden Weise:

„Er birgt sein Worn, Perlen fein.
 Die schön weiß, köstlich, güldig sein!
 Ich selbst, da ich war ein Knab,
 Im Wasser eins gefunden hab.
 Sie werden gefunden nicht nur klein,
 Wie Erbsen eins Teils größer sein.
 Die sind fürwahr eine schöne Gab,
 Mit meinen Augen ich's gesehen hab.“

Es entzieht sich vollständig unserer Kenntnis, wann wohl die Bewohner des Voigtlandes den seltenen Schatz, den der Fluß in seinen Tiefen birgt, zuerst erkannt und beachtet haben mögen. Verschiedene Sagen, die das Heimatrecht in der dortigen Gegend haben und die von verborgenen, geheimnisvollen Schätzen handeln, lassen es glaubhaft erscheinen, daß man die Perlen schon vor vielen Jahrhunderten gekannt haben mag.

Kaufleute aus Venedig, die im Mittelalter häufig durch Deutschland zogen, mögen wohl die ersten gewesen sein, auf welche die Elster ihrer Perlen wegen eine ungewöhnliche Anziehungskraft ausübte. Geschichtlich festgestellt ist nur, daß der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen zu Anfang des dreißigjährigen Krieges auf die reichen Schätze der Elster aufmerksam gemacht wurde. Bei dem Prunk und der Glanzsucht, die damals an den meisten deutschen Höfen herrschten, und im Hinblick auf die Opfer, welche der Krieg erheischte, war dem Fürsten ohne Zweifel eine solche Entdeckung höchst angenehm. Am 8. Juli 1621 wurde durch ein „Allerhöchstes Reskript“ der Tuchmacher Moriz Schmirler aus Oelsnitz als erster kurfürstlicher Perlenfischer in Pflicht genommen. Unser portizischer Gewährsmann widmet diesem Vorgang folgende Verse:

„Ein Schmirler ist aus diesem Stamm,
 Der aus der Elster trägt zusam-
 Din und wieder die Perlen fein,
 Dem Fürsten sie antwortet ein.“

Der Name Schmirler hat sich im Laufe der Zeit in „Schmerler“ verwandelt und bis auf den heutigen Tag gehören die vereidigten Perlenfischer der Elster ausschließlich dieser Familie an. Die Blütezeit der voigtländischen Perlenfischerei fällt in das 17. Jahrhundert. Leider wurde ganze Menschentaler hindurch in schonungsloser und unverantwortlicher Weise gewirkt, so daß die Elstermuschel sich jetzt viel spärlicher findet, als früher. Ohne Zweifel hat aber auch die Entwaldung des Voigtlandes und das

damit verbundene Fäden auf der Ekster der Perlenfischerei den empfindlichsten Schaden zugefügt.

Die Ekstermuschel (*Mya margaritifera*) gehört zu denjenigen niederen Tieren, deren Naturgeschichte noch manche dunkle Stelle zeigt. Ihre Länge beträgt etwa 10, die Breite 5 und die Höhe 2 Centimeter. Es wird behauptet, daß sie ein Alter von hundert bis zweihundert Jahren erreichen könne. Thatsache ist, daß sie außerordentlich langsam wächst. Eine Muschel von zehn Jahren bringt es beispielsweise kaum bis zur Länge eines Fingernagels. Die harten Schalen der Muschel, welche auswendig in der Regel schwarz und grau aussehen, sind nach beiden Seiten oval ausgebogen. Die inneren Schichten, welche silberfarbigen Glanz und ein eigentümliches Farbenpiel zeigen, werden gemeinhin „Perlmutter“ genannt.

Die Ansichten über die Entstehung der Perle gehen noch heute wesentlich auseinander. Plinius lehrte, daß die kostbaren Perlen innerhalb einer Muschel durch die Befruchtung eines Laotropfens entstehen, eine Ansicht, der man freilich höchstens einen poetischen Wert beimessen kann. Von den späteren Naturforschern nahmen einige an, daß die Perlen von der Muschel als Schutzmittel gegen feindliche Anbohrungen erzeugt würden, andere, daß die Perlen einem krankhaften Zustande des Muscheltieres das Dasein verdanken. Diesen Behauptungen wurde aber einerseits die Thatsache entgegen gehalten, daß künstliche Anbohrungen und Verletzungen niemals zu einem befriedigenden Resultate geführt haben, andererseits der Umstand, daß gerade die vollkommensten und am schönsten ausgebildeten Tiere Perlen in ziemlicher Anzahl, oft fünf und mehr, enthalten und daß bei solchen Exemplaren aus der Schale noch an dem Mantel, welcher die Perle einschließt, irgend eine Verletzung zu bemerken gewesen ist. Ein namhafter Gelehrter, Dr. Thienemann, erachtete es daher als wahrscheinlich, daß die Perlen als das Produkt eines besonderen Wohlbehindens der Muschel aufzufassen seien. Wie dem auch sein möge, das ist erwiesen, daß die Perle vorzugsweise aus kohlenstoffreichem Kalk besteht und daß die Muschel, welche sie erzeugt, nur in hellen, kalkhaltigen Gewässern gedeiht. Äußere Merkmale dafür, ob eine Muschel Perlen enthalte, gibt es nicht. Ungleichheiten, Erhebungen und Biegungen der Schalen haben sich als trügerisch, mindestens aber als unzulänglich erwiesen.

Die Perlenfischerei in der Ekster liegt heute noch ausschließlich in den Händen des Staates und darf nur von vereideten Fischern, hin und wieder auch Perlenjäger genannt, ausgeübt werden. Dieselben haben zwar nicht nötig, so wie ihre orientalischen Kollegen, welche geübte Taucher sein müssen, Blut und Leben an die Gewinnung ihrer kostbaren Beute zu wagen, gleichwohl ist ihr Geschäft auch hier kein so einfaches, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Sie können nur in der warmen Jahreszeit ihrem Gewerbe obliegen und zwar erfolgt der Hauptfang gewöhnlich in den Monaten Mai und Juni. Die Teile der Ekster mitsamt den Nebendächeln, welche Muscheln enthalten, sind zu diesem Zwecke in zehn Regionen eingeteilt, von denen alljährlich nur eine durchsucht wird. Diese Regionen werden geheim gehalten. Der Perlenfischer öffnet mit einem Eisen vorsichtig die Muschel, nimmt die Perlen, welche reif, das heißt groß genug sind, heraus und legt die unreifen mit dem Gehäuse, welches er vorher mit der Jahreszahl bezeichnet, behutsam wieder ins Wasser. Diese Maßregel wird beobachtet, um in künftigen Jahren die Reife der Perlen rasch und ohne irgendwelche Störung der Muschel bestimmen zu können. Man muß nämlich bedenken, daß eine Perle bis zu ihrer vollständigen Ausbildung zehn bis hundert Jahre gebraucht. An besonders tiefen Stellen werden die Muscheln mit den Füßchen aufgefischt, dann mit der Perlzange gefaßt und ans Licht gebracht. Hierbei bedarf es aber besonderer Kunstgriffe, die selbstverständlich keinem Ueingeweihten verraten werden, sondern als Familiengeheimnis vom Vater auf den Sohn vererben. Leider hat die Perlmuschel trotz dieser Vorsicht viel unter der Keugierde, dem Unverstande und der Bosheit der Menschen zu leiden. Der jedesmalige Ertrag der Fischerei gelangt durch das Forstrentamt Auerbach in das Naturalienkabinett nach Dresden oder auch in den Handel.

Run zum Werte der Perlen übergehend, möge zunächst gesagt sein, daß man ihnen früher auch Heilkräfte zugeschrieben hat. Allein schon Geiger sagt in seiner 1837 erschienenen „Margaritologia“ (Perlenkunde), daß die Perle unter einander noch nicht recht einig sind, welche Perlen sich zum medizinischen Gebrauche eignen.

Im allgemeinen gilt der Satz, daß der Preis der Perlen in der Neuzeit entschieden zurückgegangen ist. Im Altertum hatte schon ihr Name „Margarita“ einen bezaubernden Klang und der Wert einer echten ostindischen Perle wurde zuweilen ins Unendliche gesteigert. Kleopatra, die eine solche im Werte von einer Million Thaler auslöste und auf das Wohl ihres heißgeliebten Antonius verschluckte, hat damit einen Beweis opferfreudiger Liebe gegeben, die wohl ihresgleichen nie wieder gefunden hat.

Der Wert der Perle richtet sich in erster Linie nach der „Weißheit“, dann erst nach der Größe. Tarniere, von seinem König gefragt, welche Perlen er für die wertvollsten halte, gab zur Antwort: „Sire, wenn ich wählen sollte, so würde ich allemal die weißesten Perlen, die weißesten Diamanten, das weißeste Brot und die weißesten Weiber nehmen.“ Die Eksterperle erreicht zwar die morgenländische, die zum Beispiel bei Ceylon aus der Meerestiefe geholt wird, an Größe, Schönheit und Helle nur selten, doch befinden sich im weltbekannten „Grünen Gewölbe“ zu Dresden zwei Schnüre von Perlen, die eine aus orientalischen, die andere aus Eksterperlen bestehend, bei deren Anblick auch das geübteste Auge nicht sogleich herauszufinden vermag, wo sich die echten „Weissen“ aus dem Morgenlande befinden. Hinsichtlich ihrer Güte unterscheidet man drei Sorten: obenan stehen die hellen, in der Mitte die halbellen und unten die verkrüppelten und Sandperlen. Die besten Eksterperlen haben gewöhnlich die Milchfarbe, sind rein, hell und durchsichtig. Es ist sehr schwer, den Wert derselben in Ziffern anzugeben. Eine Perle erster Güte von der Größe einer Erbse wird heute mit 6—10 Mark bezahlt. Der Wert erhöht sich aber sofort auffällig, wenn es gelingt, mehrere gleichgroße und gleichschöne Perlen zu erhalten und zu einer Schnur zu vereinigen.

Für die allernächste Zeit ist auf einen merklichen Gewinn aus der voigtländischen Perlenfischerei nicht zu rechnen. In den Jahren 1882, 1883 zum Beispiel lieferte dieselbe bei einem Aufschusse von 1762 Mark nur einen kleineren Ertrag von 1445 Mark; trotzdem wird dieser interessante Betrieb mit staatlicher Unterstützung fortgesetzt, und es ist begründete Hoffnung vorhanden, durch Anlegung sogenannter Klärbassins die Ekster wieder mit hellerem Wasser auszustatten, so daß sich die Muscheln, welche jetzt in die Nebendächeln

flüchten und dort bei großer Trockenheit umkommen, wieder vermehren und mit der Zeit ein besseres Erträgnis liefern.

Einstweilen muß sich die sächsische Regierung damit begnügen, dem Voigtlande durch die Perlenfischerei zur blühenden Muschelindustrie verholfen zu haben. Nördlich von Bad Ekster fließt man hier und da auf Fabriken, in denen Perlmutter zu allerhand zierlichen Sachen verarbeitet wird. Um diese wunderbar schillernde Masse zu gewinnen, werden die äußeren Schichten der Muschelschalen vorsichtig abgelspalt, die zurückbleibenden inneren Stücke werden, falls sie groß genug und rein sind, wie Horn auf der Drehbank bearbeitet, im andern Falle aber geschliffen und genau wie Eisenbein mit Tripel poliert. Der Hauptstich der Perlmutterindustrie ist Adorf. Hier gibt es Perlmutterdreher und Schleifer in Menge, im Orte selbst oder in seiner Umgebung befindet sich eine Anzahl großer Fabriken, von denen einzelne jährlich hunderttausende von Muscheln verarbeiten. Diese stammen selbstverständlich nicht alle aus der Ekster, sie werden auch aus Böhmen und Bayern herzugebracht. Ja selbst die besseren und teuren Produkte der Südhemisphäre, das kostbarste Malakassar nicht ausgenommen, werden neuerdings in Adorf verarbeitet. Unter den Kolonnaden in Ekster, sowie in den einzelnen Fabriken, welche den Fremden meist mit großer Zuversicht den Zutritt gestatten, kann man die prächtigen Sachen bewundern, welche aus Perlmutter gefertigt und in alle Welt verschickt werden. Messerschalen, Sabeln und Kösseln, Geldtäschchen und Uhrgehäuse, Kreuze und Rosenkränze, Knöpfe, Broschen und viele andere Schmuckstücke entzücken das Auge und laden zum Kauf ein.

Kann, wie man hoffen darf, die Perlenfischerei der Ekster einer neuen Blütezeit entgegengehen sollte, so würde dieser Umstand auch der genannten Industrie zu noch größerer Bedeutung verhelfen. Das Eintreten dieses ersehnten Ereignisses dürfte wesentlich dazu beitragen, das liebliche Voigtland selber immer mehr zu dem zu machen, was es schon war — eine Perle des deutschen Vaterlandes.

Pflanzenleben auf den Banknoten.

Vor längerer Zeit ging die Notiz durch die Zeitungen, daß man bei der mikroskopischen Untersuchung verschiedener Geldmünzen an deren Oberfläche allerhand niedere Organismen, wie Pilzsporen, Bakterien und Bacillen gefunden habe. Jetzt kommt noch die Mitteilung hinzu, daß auch die Banknoten solche winzige Körperchen beherbergen. „La flore des Billets de Banque“ ist die Ueberschrift eines Artikels in der französischen Fachzeitschrift „Science et Nature“, dem wir folgende Daten entnehmen. Da es aber schon lange bekannt ist, daß Wäucher, Münzen und andere Gegenstände, welche viel von Hand zu Hand gehen, unter Umständen ansteckende Krankheiten verbreiten können, so enthält diese Mitteilung allerdings nichts sehr Ueberraschendes, aber immerhin viel des Interessanten. Werden die Ansteckungen, wie man jetzt annimmt, durch Körperchen, wenn auch noch so kleiner Art, hervorgerufen, so mußte es den Mikroskopikern gelingen, die verhängnisvollen Keime aufzufinden. Woher diese auf den Münzen und Banknoten beobachteten pflanzlichen Gebilde stammen, wird begreiflich, wenn man nur an die sogenannten Sonnenstäubchen denkt. Diese werden bekanntlich sichtbar, wenn in ein dunkles Zimmer durch einen Spalt ein Sonnenstrahl fällt. Selbst in sauberen und gut gelüfteten Wohnräumen erscheinen dieselben dann vor den Augen flimmernd in unendlich großer Menge und überziehen als „Staub“ in kurzer Zeit jeden Gegenstand. Unter dem Mikroskop betrachtet, bestehen sie aus Fasern und Härchen, sowie aus den niedrigsten Pflanzenformen und deren Samen oder sogenannten Sporen. Daß diese kleinen Organismen also auch auf Geldstücken und Banknoten zu finden sein würden, war von vornherein zu erwarten. Ja, da beide Zahlungsmittel jahraus jahrein durch viele Hände gehen und in viele Räume kommen, wodurch sie immer fettiger und klebriger werden, so sind sie vorzugsweise begünstigt, einen ungewöhnlichen Reichtum von Mikroorganismen aufzunehmen, die durch bloßes Abwischen oder Abreiben nicht wieder zu entfernen sind. Trotzdem also das Vorkommen von pflanzlichen Keimen z. B. auf klingendem und papiernem Gelde keineswegs etwas Neues ist, so dürfte es doch von Interesse sein, zu erfahren, welchen Arten dieselben angehören. Auf Geldmünzen hatten sich besonders kleine einzellige Algen angesiedelt, Pleurococcus und verwandte Arten, die überall verbreitet sind und gänzlich austrocknen können, aber bei Zutritt von geringer Feuchtigkeit sich wieder beleben. Sie vermehren sich durch Teilung und sind so klein, daß etwa sechsstündig dieser förmigen Zellen aneinandergelegt erst die Länge eines Jollens einnehmen. Die Banknoten, welche Scharfshmidt mikroskopisch untersuchte, namentlich österreichische und russische, enthielten außer Stärkelörnchen und Teilen von Fasern, Haaren und Schuppigen eine reiche Kryptogamenflora. Die genannte Zeitschrift gibt die Abbildung einer Banknote, sowie die im Sefelde des Mikroskop erscheinenden Dinge. Bei etwa neunhundertfacher Vergrößerung nehmen wir wahr: *Bacterium termo*, gegliederte Stäbchen, welche früher gleichsam die untere Grenze des organischen Reichs bildeten, aber jetzt bei vollkommenen Instrumenten noch an Kleinheit durch die folgenden Spaltpilze weit übertroffen werden; Mikrokokkenarten und schön entwickelte Pilze der Bierhefe, ferner Leptothrix oder fadenförmige Bakterien, mehrere Bacillen und endlich die bereits oben genannten, auch auf den Münzen vorkommenden Algen. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß diese abgebildeten zahlreichen Organismen und Körperchen auf verschiedenen Banknoten sich vorfinden. Wenn durch die Beobachtung auch bislang noch keine unmittelbar anstehend wirkenden Körper entdeckt sind, so haben diese Untersuchungen doch eine nicht zu leugnende ernste Seite, indem die Möglichkeit nachgewiesen ist, daß die Mikroorganismen, zu denen einige der kleinsten und gefährlichsten Feinde der Menschheit gehören, überall in unserer Mitte vorkommen können, selbst auf den sonst so willkommenen Geldstücken und Banknoten. Möglicherweise bewirken die Thatsachen, welche aus diesen Beobachtungen stammen, daß in Zeiten ansteckender Krankheiten die Gefahren der Handhabung von Geld und Wertzeichen einige Beachtung finden. Das System der Bank von England, wonach eine zurückgelieferte Banknote niemals zum zweitenmale ausgegeben werden darf, auch wenn sie nur eine Stunde im Umlauf war, hat also auch in gesundheitlicher Beziehung nicht zu leugnende Vorzüge, obgleich daselbe nur zur Verhütung von Fälschungen eingeführt wurde.

Albumblatt.

Flora perennis!

Alle Blüten weit und breit
Neigen sich bereits zum Sterben;
Engel der Barmherzigkeit,
Eine lasse nie verderben:
Keiner Nächstenliebe Blüte,
Milde, echte Herzensgüte.

Daß sie ihre Zauberpracht
Immer mehr und mehr entfalte,
Daß durch ihre Wundermacht
Sich ein Paradies gestalte,
Und die Kranken wie die Armen
Froh in ihrem Glanz erwarman.

Wenn sie unverwelklich blüht,
Mögen Stürme uns umtosen;
Wenn das Herz in Liebe glüht,
Mögen welken alle Rosen.
Habe immer frische Triebe
Hilfsbereite Bruderliebe!

Hugo Prohl.

Von einem Geist berührt.

Erzählung

von

Wilkie Collins.

Autorisierte deutsche Uebersetzung von Max v. Weisenthurn.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Der Leser wird im Verlaufe dieser Erzählung auf neuen und fremdartigen Boden geführt. Man schildert demselben, wie eine entkörperte Seele auf die Mutter Erde zurückkehrt, nicht etwa in dem tiefen Dunkel der mitternächtlichen Stunde, sondern beim hellen Licht des Tages. Es tritt diese Seele nicht als Dämon auf, sie verrät auch nicht durch den Laut der Stimme ihre Anwesenheit, sondern sie läßt dieselbe nur ahnen, und zwar durch jenen Sinn, welcher sich am wenigsten leicht täuschen läßt — durch den Tastsinn.

Die Darstellung der zu schildernden Ereignisse wird natürlich die widersprechendsten Eindrücke wachrufen. Manche dürften Zweifel hegen, welche durch die Vernunft nur erhöht werden, andere dürften sich in jenen Hoffnungen bestärkt sehen, welche der Glaube rechtfertigt, im Grunde genommen aber wird die schwerwiegende, ernste Frage über die endliche Bestimmung des Menschen ebenso unausgeliärt und im Dunkeln bleiben, als sie es jetzt nach Jahrhunderten der Forschung noch ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich in nachstehender Erzählung die Aufgabe gestellt, die Reihenfolge der Ereignisse zu schildern, mehr strebt er nicht an. Nicht seine Aufgabe ist es, modernem Beweise zu folgen, indem er seine eigene Meinung und Anschauung dem Publikum aufdrängt. Er kehrt in den Schatten zurück, aus welchem er momentan hervorgetreten, und überläßt es den antagonistischen Mächten des Glaubens und des Unglaubens, den alten, ewig neuen Kampf auf der alten Erde, gestützt auf alte und neue Anschauung und Auffassung, auszufechten.

II.

Die zu schildernden Ereignisse spielten sich ab, bald nachdem die ersten dreißig Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts abgelaufen waren.

An einem schönen Morgen des Monats April unternahm ein Mann in mittleren Jahren Namens Rayburn mit seiner kleinen Tochter Lucie einen weiteren Spaziergang; sein Ziel war der beliebteste Vergnügungsort des westlichen Teiles von London, nämlich Kensington Garden.

Die wenigen Freunde, welche Herr Rayburn besaß, sagten, er sei ein zurückhaltender Mann, der die Einsamkeit liebt, ohne daß es ihnen damit in den Sinn gekommen wäre, Schlimmes andeuten zu wollen; am richtigsten würde er vielleicht bezeichnet, wenn man sagte, er sei ein Witwer, der ganz und ausschließlich für sein einziges Kind lebe. Obgleich er kaum vierzig Jahre zählte, so war doch seine einzige Freude, welche ihm das Leben erträglich machte, die kleine Tochter, in der all sein Fühlen und Denken sich konzentrierte.

Mit ihrem Ball spielend, lief die Kleine nach dem südlichen Ende des Gartens, welcher dem alten Palaste Kensington am nächsten gelegen ist. Langsam folgte ihr der Vater, und als er dabei an einem jener laubenartigen Plätze vorüberkam, welche man in der englischen Gartenkultur Alkoven zu nennen pflegt, entfiel ihm plötzlich, daß er die Morgenblätter in der Tasche habe und wohl am besten daran thun werde, sich ruhig hier niederzulassen, um dieselben zu lesen. Zu so früher Morgenstunde war der Garten meist sehr vereinsamt.

„Spiele nur weiter, mein Kind,“ sprach Herr Rayburn zu seiner Tochter, „aber bleibe in meinem Gesichtskreise, hörst Du wohl!“



Ein Isar-Floss mit Kohlen beladen.

Der Markt Tölz Hauptort für die Flösserei auf der Isar.

Der heilige Nepomuk, Schutzpatron der Flösser.

Ein Flösser.

Beim Floss-Wirth.

Flussbände.



Für den Weihnachtstag. Zeichnung von V. Walje. (E. 559.)

Lucie spielte vergnügt mit ihrem Ball und Luciens Vater las seine Zeitung. Es mochten kaum zehn Minuten in solcher Weise vergangen sein, als er eine wohlbekannte kleine Hand auf seinem Knie fühlte.

„Schon des Spielens müde?“ fragte er zerstreut, dabei immer noch in die Lektüre seiner Zeitung vertieft.

„Ich fürchte mich, Papa!“

Herr Rayburn blickte verwundert empor und erschraf vor der Blässe des kleinen Mädchens. Er nahm das Kind auf seine Kniee und küßte es. „Du solltest Dich nicht fürchten, wenn ich bei Dir bin, Lucie,“ sprach er sanft; „was hat Dich denn erschreckt?“ Er blickte aus der Laube hervor und sah einen kleinen Hund unweit zwischen den Bäumen herumspringen. „War es das Tier, welches Dich erschreckte?“ fragte er lächelnd.

„Nicht der Hund, sondern die Dame!“ entgegnete Lucie.

Man sah von Herrn Rayburns Platz aus keine Dame und so begnügte sich denn der Vater einstweilen, sein Kind zu fragen, ob die Dame sie angesprochen habe.

„Nein!“ entgegnete die Kleine.

„Wodurch hat sie Dich also erschreckt?“

Das Kind umschlang den Hals des Vaters mit seinen runden, vollen Armen. „Sprich leise, Papa, sie könnte uns hören. Ich fürchte, sie ist wahnsinnig!“

„Wie kommst Du auf diesen Einfall, Lucie?“

„Sie kam ganz dicht an mich heran, ich dachte, sie wolle sprechen, und mir schien, als wäre sie krank!“

„Und dann?“

„Sie ließ ihre Augen auf mir ruhen!“

Lucie wußte nicht, wie sie weiter erklären sollte, was geschehen, und half sich durch Schweigen.

„Bis jetzt finde ich in Deiner Erzählung gar nichts Wunderbares,“ warf der Vater ein.

„Aber, Papa, es machte mir gar nicht den Eindruck, als ob sie mich sähe, während doch ihre Augen auf mir ruhten!“

„Nun, und was trug sich dann noch zu?“

„Die Dame erschraf und das jagte mir Angst ein; ich glaube ganz bestimmt, daß sie wahnsinnig sein muß,“ beteuerte das Kind.

Herrn Rayburn fuhr es durch den Sinn, daß die Dame vielleicht blind sein könne, und er erhob sich, um der Sache auf den Grund zu kommen. „Bleibe hier,“ sprach er zu der Kleinen, „ich komme gleich wieder!“

Aber Lucie klammerte sich mit beiden Händen an seinen Arm und erklärte, sie fürchte sich, allein zu sein; die natürliche Folge war denn auch, daß sie am Arme des Vaters die Laube verließ.

Da sahen sie die Fremde an einem Baumstamm lehnen; sie trug tiefe Trauerkleider, die Blässe ihrer Züge, der starre Blick ihrer Augen erklärten nur zu vollständig nicht nur den Schrecken des Kindes, sondern auch dessen Befürchtung, es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben.

„Tritt näher an sie heran,“ flüsterte Lucie dem Vater zu, und sie traten denn auch wirklich beide auf die Fremde zu. Sie sahen nun, daß die Dame jung sei, daß Krankheit an ihr genagt haben müßte, daß sie aber in früheren, glücklicheren Tagen sehr schön gewesen sein mochte. Als Vater und Tochter näher auf sie zugekommen waren, entdeckte die Fremde sie plötzlich. Nach kurzem Zögern verließ sie ihren Platz und kam, offenbar in der Absicht, mit ihnen zu sprechen, auf die beiden zu, hielt aber plötzlich wieder inne. Ueberraschung und Furcht zugleich sprach sich in ihren glaslosen, starren Blicken aus. Daß sie kein blindes, des Augenlichts beraubtes Geschöpf war, das sah man aber bei ihrem Nähertreten sofort, wenn auch der Ausdruck ihrer Züge sich nicht leicht enträtseln ließ. Sie hätte kaum erschreckter und entsetzter aussehen können, wenn die beiden Fremden, welche sie beobachtet hatten, plötzlich spurlos von der Stelle verschwunden gewesen wären, an welcher sie vordem gestanden.

Herr Rayburn rebete sie mit der größten Sanftmut in Ton und Geberde an.

„Ich fürchte, meine Dame, Sie sind nicht wohl; kann ich irgendwie Ihnen behilflich sein?“

Herr Rayburn wollte noch weiter sprechen, doch die Stimme versagte ihm vor Ueberraschung über den seltsamen Ausdruck, welchen seine Worte in die Züge der Fremden gebracht. Sie sah nämlich aus wie ein Wesen, welches ihn weder sah noch hörte, an dessen Ohren aber doch gleichsam wie aus weiter Ferne Worte gedrungen waren. Mit einem schweren Senfzer, wie eine betrübte und enttäuschte Person, wandte sie sich dann ab. Ihr mit den Augen folgend, sah Herr Rayburn nun auch wieder den Hund, einen kleinen Mattler mit glänzendem Fell, der aber gar nicht die rastlose Lebhaftigkeit an den Tag legte, welche sonst eine Eigenart seiner Klasse ist. Mit eingezogenem Schweiß und gebeugtem Kopfe schlich er dahin, als stehe auch er unter dem Banne rätselhafter Furcht. Seine Gebieterin brachte ihn durch einen Ruf erst wieder in einigermaßen normale Verfassung und er folgte ihr langsam, während sie sich entfernte.

Nachdem sie einige Schritte gemacht, blieb sie plötzlich stehen.

Herr Rayburn hörte, wie sie halbblau vor sich hinsprach. „Habe ich es wieder gefühlt?“ fragte sie sich halb zweifelnd, halb ängstlich, dann breitete sie die Arme aus, als umschlinge sie irgend ein unsichtbares Wesen; „nein,“ sprach sie nach einer Weile traurig; es schien, als ob sie auf irgend etwas gewartet, „morgen vielleicht wieder, ja, morgen,

aber heute ist es vorüber!“ Sie blickte zu dem klaren blauen Himmelszelt empor. „Der herrliche Sonnenschein, der barmherzige Sonnenschein! Ich wäre gestorben, wenn mir's im Dunkeln geschehen,“ flüsterte sie vor sich hin. Dann rief sie abermals den Hund zu sich und entfernte sich mit langsamen Schritten.

„Gehst sie nach Hause, Papa?“ fragte das Kind.

„Wir wollen trachten, es zu erfahren.“

Herr Rayburn hatte längst die Ueberzeugung erlangt, daß das arme Geschöpf nicht in einer Verfassung sei, die es statthaft erscheinen lasse, daß dasselbe allein auf die Straße gehe. Aus Rücksichten der Menschlichkeit beschloß er, einen Versuch zu machen, mit der Familie oder den Freunden der Unglücklichen sich in Verbindung zu setzen.

III.

Die Dame verließ durch das nächstgelegene Thor den Garten; sie blieb noch eine Sekunde stehen, um den Schleier dicht vor das Gesicht zu ziehen, ehe sie hinaustrat in das Gewühl der Straßen. Nach einer Weile blieb sie vor einem hübsch und solid aussehenden Hause der Hochstraße stehen, in welchem an einem der ebenerdigen Fenster auf einem Pappdeckel, der in demselben hing, zu lesen stand, daß hier Zimmer zu vermieten wären; nach kurzem Besinnen trat sie ein.

Herr Rayburn wartete einige Minuten, dann zog auch er die Hausglocke und fragte die öffnende Dienerin, ob die Besitzerin des Hauses zu sprechen sei. Das Mädchen führte ihn nach einem netten, aber armselig eingerichteten Zimmer des Erdgeschosses; auf dem Tische lag ein kleiner weißer Gegenstand, der sofort die Aufmerksamkeit der Eintretenden auf sich zog. Es war eine Visitenkarte.

Mit der unzeremoniellen Neugierde des Kindes griff Lucie darnach und entzifferte langsam die Buchstaben, welche darauf zu lesen standen. „Z A N T,“ wiederholte sie, „was heißt das?“

Ihr Vater blickte, dem kleinen Mädchen die Karte aus der Hand nehmend, dieselbe ebenfalls an, der Name war gedruckt und die Adresse mit dem Bleistift hinzugefügt. „Herr Johann Zant, Hotel Surlley.“

Die Hausfrau erschien und sobald Herr Rayburn ihrer ansichtig ward, wünschte er sich schnellst aus dem Hause hinaus. Es gibt zahlreiche Arten des sozialen Verkehrs, viel mehr, als man denkt, diese Dame aber brachte ihren Mitmenschen offenbar nur strengen Gerechtigkeitsstimm ohne eine Spur von Milde entgegen. Ein undefinirbares Etwas in ihren Augen, als sie auf Lucie blickten, schien die Frage aufzuwerfen zu wollen, ob das Kind wohl so viel gestraft werde, als es Strafe verdiene.

„Wünschen Sie die Zimmer in Augenschein zu nehmen, welche ich vermiete?“ fragte sie mit ihrer metallharten Stimme.

Herr Rayburn gab klar, höflich und deutlich den Grund seines Besuchs an; er fügte hinzu, daß er sich vielleicht eines Aktes unberechtigter Einnengung schuldig mache, und die Art der Dame des Hauses schien darauf hinzuweisen, daß sie wenigstens in diesem einen Punkte gänzlich mit ihm übereinstimme. Als er darauf hin andeutete, daß das Motiv seiner Handlungsweise dieselbe entschuldigende könne, schienen sie anderer Meinung zu sein.

„Ich kenne die Dame, welche Sie erwähnen, nur als eine höchst achtbare Person von außerordentlich zarter Gesundheit. Sie hat die Zimmer gemietet, welche ich im ersten Stock verberge, und macht mir unendlich wenig Mühe oder Arbeit. Ich habe kein Recht, mich irgendwie in ihr Thun und Lassen einzumengen, und durchaus keine Ursache, an ihrer Fähigkeit, für sich selbst Sorge tragen zu können, auch nur im allerentferntesten zu zweifeln!“

Herr Rayburn verjagte unflügerweise, einige Worte zu seiner eigenen Verteidigung vorzubringen. „Gestatten Sie mir, zu bemerken,“ hub er an, „daß —“

„Was?“ unterbrach ihn in barschem Tone die Hauseigentümerin.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, was ich beobachtete, als ich der Dame in Kensingtongarden begegnete.“

„Ich bin dafür nicht verantwortlich. Wenn Ihre Zeit nur den allergeringsten Wert für Sie besitzt, so bitte ich, sich ja nicht aufhalten zu lassen!“

Auf solche Weise zurückgewiesen, ergriff Herr Rayburn Luciens Hand, um sich zurückzuziehen. Er hatte eben die Thür erreicht, als dieselbe von außen geöffnet wurde und die Dame, welcher er in Kensingtongarden begegnet war, vor ihm stand. In der Stellung, welche er mit seiner Tochter einnahm, hatten sie beide den Fenstern den Rücken zugekehrt. Würde die Fremde sich entsinnen, ihn im Garten gesehen zu haben? Sie sprach mit Verlegenheit einige entschuldigende Worte und trat auf den Tisch zu, auf welchem die Karte lag.

„Ihre Dienerin sagt mir, daß mein Schwager während meiner Abwesenheit hier gewesen,“ sprach sie, zu der Hausfrau gewandt; „er läßt zuweilen eine Botschaft auf der Karte zurück,“ sie griff nach dem Blättchen und schien enttäuscht, daß nichts darauf geschrieben stand.

Herr Rayburn, der im Hinausgehen begriffen war, blieb zögernd an der Thüre stehen, um mehr zu vernehmen, und dem scharfen Auge der Hausfrau entging diese seine Absicht nicht.

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte sie mit hämischer Absichtlichkeit ihre Mieterin.

„Nicht daß ich wüßte!“

Bei diesen Worten blickte die Dame Herrn Rayburn zum erstenmal an und wich plötzlich zurück.

„Ich denke, wir sind einander schon begegnet,“ stammelte sie; von Verlegenheit übermannt, war sie aber unfähig, ein weiteres Wort hervorzubringen.

Herr Rayburn empfand Mitleid mit ihrer so offenkundig zu Tage tretenden Verwirrung und vollendete anstatt ihrer den halbbegonnenen Satz. „Ja, wir sind einander zufällig in Kensingtongarden begegnet!“

Sie schien unfähig, die Güte seiner Absicht zu erkennen. Nachdem sie einen Moment unentschlossen geögert, stellte sie eine Aufforderung an ihn, in welcher Mißtrauen gegen ihre Hausfrau zu liegen schien. „Wollen Sie mir erlauben, oben in meinen Zimmern einige Worte zu Ihnen zu sprechen?“ bat sie Herrn Rayburn, und ohne seine zustimmende oder ablehnende Antwort abzuwarten, schritt sie ihm nach der bezeichneten Richtung voran. Herr Rayburn und Lucie folgten. Noch ehe sie den obersten Treppenabsatz erreicht hatten, erscholl hinter ihnen her die boshafte Stimme der Hausfrau:

„Seien Sie vorsichtig in Betreff dessen, was Sie jenem Mann sagen, Frau Zant, er hält Sie für wahnsinnig!“

Frau Zant wandte sich um und blickte ihn an; kein Wort entrang sich ihren Lippen; sie litt — sie qualte und ängstigte sich — aber alles schweigend und allein. Ein undefinirbares Etwas, ein Anflug trauriger Unterwürfigkeit in ihren Zügen berührte Luciens unschuldiges Kinderherz, rief deren Mitleid wach und das Kind fing zu weinen an.

Diese natürliche und ungekünstelte an den Tag gelegte Sympathie veranlaßte Frau Zant, wieder die wenigen Stufen herabzukommen, welche sie von Lucie trennten.

„Darf ich Ihr liebes kleines Mädchen küssen?“ fragte sie Herrn Rayburn.

Die Hausfrau, welche noch immer am Fuße der Treppe stand, gab ihre Meinung ab, daß es viel Geeigneteres gebe als Liebkosungen, wodurch man weinende Kinder von solcher Unart heilen könne, indem sie bemerkte: „Ich würde ihr schon eine triftige Ursache geben, um ihre Thränen zu vergießen!“

Inzwischen war Frau Zant in der Richtung nach ihren Zimmern wieder vorangeschritten.

Die ersten Worte, welche sie sprach, lieferten den Beweis, daß es der Hausfrau nur zu gut gelungen war, sie gegen Herrn Rayburn einzunehmen.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihr Kind zu fragen, weshalb Sie mich für wahnsinnig halten?“ forschte sie in zurückhaltendem Tone.

Er hatte für diese seltsame Anfrage eine entsprechende Antwort bereit. „Sie wissen noch gar nicht, was ich denke; wollen Sie mir gefälligst einige Augenblicke Ihre volle Aufmerksamkeit schenken?“

Es lag in seinem Tone und in seiner ganzen Art zu sein ein Etwas, das sie einschüchterte, trotzdem entgegnete sie nicht ohne eine gewisse Entschlossenheit:

„Nein; das Kind bemitleidet mich, ich will mit dem Kinde reden. Was hast Du mich denn im Garten thun sehen, meine Kleine, das Dich so sehr überrascht hätte?“

Lucie wandte sich beunruhigt an ihren Vater, Frau Zant aber fuhr fort:

„Ich sah Dich zuerst allein, dann sah ich Dich mit Deinem Vater. Als ich Dir näher kam, habe ich da nicht recht seltsam ausgesehen, als ob ich eure Anwesenheit gar nicht bemerkte?“

Lucie wußte nicht recht, was sie auf diese seltsame Frage entgegnen sollte, und Herr Rayburn kam ihr zu Hilfe.

„Sie verwirren mein kleines Mädchen,“ sprach er ruhig, „gestatten Sie mir, Ihre Fragen zu beantworten, oder erlauben Sie, daß wir uns entfernen!“

Sie griff mit der Hand nach dem Kopfe; das Wesen dieses Mannes übte sichtlich Einfluß auf sie. „Ich glaube kaum, daß ich dazu geeignet sein werde,“ flüsterte sie wie traumbevangen vor sich hin, „mein Mut ist in letzter Zeit auf harte Proben gestellt worden. Wenn ich etwas ruhen und schlafen könnte, so würde ich eine ganz andere Person sein. Ich bin sehr viel mir allein überlassen und habe Ursache, zu wünschen, daß es mir vergönnt sein möge, mich zu sammeln. Kann ich Sie morgen sprechen, oder Ihnen schreiben? Wo leben Sie?“

Schweigend legte Herr Rayburn seine Karte auf den Tisch; die Frau, welche er heute zum erstenmale vor sich sah, hatte sein ganzes Interesse wach gerufen, er wünschte von Herzen, diesem armen, verlassenem Wesen, dem es offenbar an jeder Stütze gebrach, von Nutzen sein zu können; aber er konnte keinerlei Autorität geltend machen, er besaß kein Recht, ihre Handlungen zu beeinflussen, selbst wenn sie nicht abgeneigt gewesen wäre, seinen Rat anzunehmen. Er beschloß, eine Anspielung auf den Verwandten zu machen, dessen sie früher unten bei der Hausfrau Erwähnung gethan.

„Wann erwarten Sie Ihren Schwager wieder?“

„Ich weiß es nicht, doch würde ich ihn sehr gerne sehen, denn er ist so gütig mit mir!“ Sie wandte sich an Lucie, um von dieser Abschied zu nehmen. „Lebe wohl, kleine Freundin,“ sprach sie bewegt, „wenn Du heranwächst, wirst Du hoffentlich niemals eine so unglückliche Frau werden, wie ich es bin!“ Plötzlich sich an Herrn Rayburn wendend, fragte sie: „Haben Sie eine Frau zu Hause?“

„Meine Gattin ist tot!“

„Aber Sie haben ein Kind, das Ihnen Trost bieten kann! O bitte, gehen Sie jetzt; Sie machen mir das

Herz schwer! Ach, Herr — verstehen, begreifen Sie mich denn nicht? Ich beneide Sie.“

Als Herr Rayburn mit seinem kleinen Mädchen draußen auf der Straße stand, war er noch immer sehr nachdenklich; Lucie hatte ihre Thränen getrocknet und war ebenfalls schweigend, doch die Ruhe, Ueberwindungsfähigkeit und Selbstbeherrschung eines Kindes haben ziemlich eng gezogene Grenzen, und so währte es denn nicht lange, bis auch auf Lucies Lippen sich die Frage drängte:

„Denkst Du an die Dame, Papa, bei welcher wir eben gewesen sind?“

Seine Antwort bestand in einer Reizung des Kopfes; denn sein Töchterlein hatte ihn im kritischsten Momente seines Ideenganges unterbrochen, in welchem er eben im Begriffe gewesen war, einen definitiven Entschluß zu fassen; doch ehe sie ihr Heim erreichten, war Herr Rayburn bereits über das, was er zu thun hatte, völlig mit sich im klaren. Frau Zants Schwager ahnte offenbar nicht, daß ein energisches Eingreifen seinerseits notwendig oder wünschenswert sein könne, sonst hätte er jedenfalls seine Besuche häufiger wiederholt. Wenn nun Frau Zant irgend etwas Böses widerfuhr, so konnte man gewissermaßen Herrn Rayburn einen Vorwurf machen. Zu dieser Ueberzeugung kommend, beschloß er, sich selbst zum zweitenmale der Gefahr auszusetzen, von irgend einem Fremden unfreundlich empfangen zu werden.

Lucie der Obhut ihrer Erzieherin anvertrauend, begab er sich somit alsbald nach der Adresse, welche auf der Karte angegeben gewesen war, und ließ sich anmelden. Er bekam alsbald die Gegenbotschaft, daß Herr Zant zu Hause sei und sich glücklich schätzen werde, den Fremden zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Für den Beichtvater.

(Bild S. 557.)

Das Namensfest Pater Marcellus', des greisen Beichtvaters des in stiller Waldesumarmung liegenden Nonnenklosters „zur ewigen Anbetung“ ist morgen, und da sehen wir denn am Vorabend des großen Tages drei der frommen Schwestern beschäftigt, die Gabe des Klosters zu ihrer Abendung fertig zu stellen.

Raum können wir, bei allem Respekt für den würdigen, verdienten Gottesmann, ein kleines Lächeln unterdrücken, wenn wir sehen, wie massenhaft hier für Pater Marcellus' Leibeswohlthat gesorgt wird. Da sind vier große Flaschen voll feinsten, selbst angelegten Liqueurs, gut gegen Frost und Magenbeschwerden; eine Riechenkapsel, einen frischgeschlachteten Truthahn bergend — gewiß das Hauptstück des morgigen Festmahles — des weiteren drei Exemplare der weit berühmten Hennen des Klosters und wahrlich nicht die letzten ihres Geschlechtes. Ja, wenn Pater Marcellus zugemutet würde, mit all den Gottesgaben allein fertig zu werden, er würde selber in seiner stillfreundlichen Weise darüber lächeln; wie immer aber wird er auch morgen mit seinen vielen Freunden teilen und diese Freunde — es sind seine Klosterbrüder, seine Armen und seine Kranken.

Scherzend überzeugt sich Schwester Ursula, ob auch für das „Unterwegsnichtdavonlaufen“ der fetten Eierleger genügend gesorgt ist, während Schwester Emerentia die letzte Flasche sorgsam in sichere Hülle birgt und Schwester Maria, in Gedanken versunken, die abrollende Schnur langsam durch die schmalen Finger gleiten läßt.

Wenn Pater Marcellus morgen früh hinaustraten wird aus seiner Zelle und sie geschmückt findet mit grünem Tannenzweig, wenn der Prior mit den Brüdern ihm mit warmem Festtagsgruß begegnen und alle die Liebesgaben ihm überreichen werden, dann mag der alte Beichtvater wohl feuchtschimmernden Auges das greise Haupt gen Himmel wenden in dem Gedanken: „Danke dir, treuer Herr, der du mich siebenzig Jahre gnädiglich geföhret, laß mich auch ferner sorgen und nimmer milde werden in deinem Dienste!“

Die Flöherei auf der Har.

(Bild S. 556.)

Wohl erst mit der Entstehung der Städte München und Landsbut gewann die Flöherei auf der Har eine Bedeutung. Die bekannte Westmeierische Chronik berichtet darüber: Außer der Zufuhr von Material für diese neuangelegten Städte war es aber auch der Weintransport, der im zwölften Jahrhundert auf der Har betrieben wurde. Zur Zeit Ludwig des Bayern bezogen die Klöster in der Umgegend von Tölz ihren Wein vermittelst Flöhsahrt aus Tirol; in Tölz wurde er dann ausgeladen und weiter verführt. Dieser Ort ist der Hauptplatz für die Flöherei auf dem Flusse geblieben. Terrassenförmig von den Ufern des schönen Harstromes aufsteigend, inmitten der bairischen Berge, deren südlichen Abhänge die Tirolerberge bilden, bietet uns der liebliche, gewerbshame Markt mit seinem im Gebirgshil erbauten, mitunter bunt bemalten Häusern ein Bild, das den Beschauer unwillkürlich fesselt. Hier nun, lieber Leser, kannst du sie lebhaft sehen, die hämmigen Gestalten, die ich dir jetzt im Geiste vorführen will, behende mit dem unzertrennlichen Beile den Flöhs aus mächtigen Stämmen auf dem reichenden Wasser zusammenfügend, dem sie sich dann anvertrauen und der sie bis München, ja häufig bis nach Wien trägt.

Es ist ein eigen Ding um den Eindruck, den ein solch Fahrzeug mit seinen kräftigen Lentern in den ledernen Knichosen, den Spizhut lock auf das Ohr gedrückt, auf jeden macht, der es so lautlos auf den grünen Wellen einbergschwimmen sieht; man kann sich nicht satt daran sehen, und Sehnsucht ergreift uns nach den immer schönen Bergen, denen jene Baumriesen entrisfen worden sind. Doch ist oft viel Gefahr dabei, ein solch Ungetüm aus

Stämmen zu regieren, und es waren deshalb schon in den Jahren 1369—1371 Gesetze vorhanden, die vorschrieben, daß kein Flößer im ersten Jahre seiner Fahrt Personen auf dem Flöße mitnehmen dürfe und daß nach Ablauf des Lehrjahres die Jüngung entscheiden müsse, ob er ein tüchtiger „Berger“ sei. Sicherer Auge, Geistesgegenwart und genaue Kenntnis des Fahrwassers müssen die steten Begleiter des Flöbers sein, denn nur zu leicht ist es möglich, daß die geringste unrichtige Steuerung großen Zeitverlust, ja das ganze Verderben des Flöses zur Folge haben kann. Die Har ist ein gar böses Wasser und erfordert die größte Aufmerksamkeit, da sie, voller Kiesbänke und reichend wie jeder Gebirgsstrom, oft in einem Tage ihr Niveau ändert.

Schon von Mittenwald, dem Ausgangspunkte der Flöße, schwimmen diese Baumriesen, die leider jetzt immer seltener werden, einher; in Tölz wird Station gemacht und in den meisten Fällen werden dann die Flöße noch mit Brennholz, Kohlen, Brettern und Kalk verladen. Doch führten noch zu Anfang unseres Jahrhunderts die Flößer Seide, Früchte, Wein und dergleichen aus Südtirol zu uns heraus. Die Fahrt von Tölz nach München nimmt gewöhnlich 6—7 Stunden in Anspruch.

Bis nach Wien werden nur die größeren Bauhölzer geflöht und zu diesem Zwecke die Flöße „gestrickt“, das heißt ihrer mehrere zu einem vereinigt. Daß es auf der Fahrt dahin nicht an allerlei lustigen „Stücken“ fehlt, läßt sich leicht denken; so ist zum Beispiel die Taufe ein uralter Brauch, der sich noch immer erhalten hat. Ist nämlich ein Neuling — ein solcher, der die Fahrt nach Wien zum erstenmale macht — unter den Flößern, so wird unter dem Strudel bei Krain die Taufe mit einem Topf Wasser, das dem Täufling unter allerlei Sprüchen über den Kopf gegossen wird, vollzogen; zur Entschädigung für dieses unliebbare Bad sucht dann der Pate dem Getauften einen tüchtigen Weinrausch anzuhängen, den sich dieser schon eher gefallen läßt. Nach Wien fährt ein solcher Flöß unter normalen Verhältnissen in 6—7 Tagen. Die Rückreise wurde früher mittels der sogenannten „Zeiselwägen“ bewerkstelligt, heutzutage bringt das Dampftröck die Söhne der Berge im Fluge wieder in ihre Heimat, wobei sie auf den Bahnen halbe Fahrtstage genießen. Im Jahre 1424 führten die Flößer den griechischen Kaiser Johannes Paläologus, der aus Italien kam, die Har hinab, als er zu Kaiser Sigismund nach Ungarn fuhr.

Ehedem waren auch einzelne Flöße zur regelmäßigen Personen- und Güterbeförderung eingerichtet; diese Fahrten, im Volksmunde „Ordinari“ genannt, gehören jetzt schon lange der Vergangenheit an. Für unsere heutigen Verhältnisse dürfte eine Notiz der Chronik über den früheren Preis eines Flöses nicht uninteressant sein; sie schreibt: „In den Jahren 1450—1500 kostete ein Flöß mit 16 Vämen zu 50 Schuh Länge 2 Pfd. 3 Schilling (zu 8 fl. rhein.), im Jahre 1536 aber kam in Landsbut ein ganzer Gebirgsflöß auf 45 fr. bis 1 fl. 30 fr. zu stehen.“ — Jetzt kostet ein solcher mindestens das Achtzigste bis Hundertste.

So ändern sich die Zeiten!

Aus dem Mormonenleben.

Karl Schurz, der bekannte ehemalige deutsche Flüchtling und jetzige hervorragende Staatsmann der Union, der im Jahre 1859 die Bekanntschaft Brigham Youngs am Salzsee machte, theilt über seine persönlichen Erinnerungen an den Propheten folgende interessante Details mit. Als Beweis dafür, wie gut Brigham Young durch Ehefrauen und Ehescheiden keine Tausche zu fällen wußte, denn für jede Ehescheidung ließ er sich zehn Dollars zahlen, führt Karl Schurz folgende Geschichte an, die ihn das Opfer in Salt Lake-City selber erzählte. Brigham Young war im vorhergehenden Frühjahr in den Straßen der Stadt einem Mormonen aus Breußen Namens Tauffig, einem der sehr wenigen Deutschen, begegnet, die sich dem Mormonismus ergeben haben. „Bruder Tauffig“, sagte er, „geht es Euch gut?“ — „Ganz gut,“ war die Antwort. — „Dann geht es Euch auch gut für die Kirche,“ sagte der Prophet. „Wie viel Weiber habt Ihr denn?“ — „Ich habe zwei,“ antwortete der Gefragte. — „Das ist nicht genug,“ sagte Brigham Young. „Ihr müßt ein paar mehr nehmen. Ich werde Euch zwei schicken. Hört Ihr?“ — „Ja wohl, Herr.“ Als Bruder Tauffig am andern Abend nach Hause kam, fand er zwei Frauenzimmer in seiner Stube sitzen. Seine erste Frau sagte: „Bruder Tauffig“ (alle Mormonenfrauen nennen ihre Männer „Bruder“), „dies sind die Schwestern Pratt.“ — Diese „Schwestern Pratt“ waren zwei Witwen des verstorbenen Kirchenlichts Parley P. Pratt. Die eine der Frauen, Namens Sarah, sagte: „Bruder Tauffig, wir sind vom Präsidenten hieser geschickt und Ihr wißt, wozu.“ — „Ja,“ seufzte Tauffig, „ich weiß. Aber es ist eine harte Aufgabe für mich, noch zwei Frauen auf einen Schlag zu heiraten.“ Die andere Witwe bemerkte: „Bruder Brigham versicherte uns, daß Ihr sehr gute Geschäfte macht und mehr Frauen ernähren könnt.“ Pause. Bruder Tauffig fragte sich hinter den Ohren. „Run, Bruder Tauffig,“ fiel Sarah ein, „ich will auf alle Fälle geheiratet sein.“ — Der arme Bruder antwortete: „Gut, ich will sehen, was ich thun kann, und euch dann Nachricht geben.“ — Am andern Tage besuchte Bruder Tauffig den Propheten und brachte ein Kompromiß zu Stande, wonach er Sarah heiraten sollte, während Brigham Young über die andere Witwe konstatieren werde. Das geschah. Bruder Tauffig aber scheint der interessanten Sarah das Leben einermöglichen sauer gemacht zu haben, denn als sie eine Zeit lang bei ihm gewohnt hatte, wurde sie unzufrieden und ging Brigham Young um eine Scheidung an. Bruder Tauffig wurde nun vor Brigham Young geladen. Er hatte wenig gegen die Scheidung einzuwenden, indem er jugab, daß er nicht gut mehr als zwei Frauen ernähren könne. Die Scheidung wurde also gewährt und Bruder Tauffig sollte die dafür üblichen zehn Dollars bezahlen. Der Unglückliche aber hatte kein Geld, und so wurde ihm denn angekündigt, daß es ohne zehn Dollars eben keine Scheidung gebe. In seinem Schreck, Schwester Sarah wirklich behalten zu müssen, gelang es Bruder Tauffig, das Geld aufzubringen. Und so war er keine dritte Frau wieder los, so hatte Brigham Young seine zehn Dollars eingestrichen, und so konnte die sich so sehr zum Ehescheiden qualifizierende Sarah demnach vom Propheten einem andern Bruder zugehoben werden.

Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung

von

Max Laq.

(Fortsetzung.)

Auf dem Stuhle, wo die schöne Spionin in Todesfurcht geruht, saß hochaufgerichtet die knorrige Gestalt des greisen Kriegers. Aus den verwetterten, harten Zügen blühten die Augen fragend auf den berangigten Offizier, der mit festen, klirrenden Schritten vor ihn trat. Um den Tisch standen einige Offiziere, auch van Zeen mit geschundener Nase und seinem lahmen, in Bandagen geschnürten Bein. Aller Augen hingen verwundert, gespannt an dem Munde Don Pedros.

„Was ist geschehen?“ fragte Dupain mit tiefer Stimme; das klang wie fernes Donnerrollen.

Del Patiso lachte wild auf.

„Schüsse aus dem Dickicht haben uns aufgestört, ich schickte meine Leute zu den Ferkeln und —“

„Und die Spionin?“ unterbrach ihn der Chef; aus seinen Augen schossen drohende Zornesblitze.

„Das Geschäft ist abgethan, ich that, was meine Pflicht gebot!“ erwiderte der Gefragte und redete sich stolz empor.

Dupain schien mit dieser immerhin etwas unklaren Auskunft zufriedengestellt.

„Zum zweitenmale möchte ich aber nicht eine derartige Mission übernehmen!“ fuhr del Patiso fort, ermutigt durch seinen selbst nicht erwarteten schnellen Erfolg, mit dem sich der grimme Berwölff hinteres Licht führen ließ; „die Dame gehörte jedenfalls einer edlen meritanischen Familie an!“

Statt aller Antwort zuckte Dupain die Achseln und trommelte ungeduldig mit den lang behaarten Fingern auf der Tischplatte.

Ein Ausruf van Zeens lenkte seine Aufmerksamkeit zu diesem.

Der immer Geschäftige hatte eine zierliche Reisetasche durchwühlt, die Lucinde vor ihrem vermeintlichen letzten Gange auf dem Tische zurückgelassen. Ein Notizbuch, dessen Eleganz den Besitz der vornehmen Dame verriet, fiel ihm in die Hände. Auf der Innenseite des klausemnetmen Deckels stand der Name. Van Zeen verglich ihn schnell mit dem Protokoll, das der Offizier noch offen auf dem Tische hatte liegen lassen.

„Die Spionin ist ja wohl unter falschem Namen ins Jenjeits gereist!“ erlaubte sich der allezeit dienstbereite Speichellecker ganz gehoramt zu bemerken. Damit reichte er seinem hohen Protektor und Herrn die Papiere hinüber.

„Lucinde Laredo — Laredo!“ las Dupain und rieb sich mit der flachen Hand die massige Stirn, um das Gedächtnis zu öffnen, „das ist ja der reiche Minenbesitzer in Potosi, der —“

„Laredo?“ schrie plötzlich Don Pedro.

„Ja, ja, das ist der Name! Sie kennen ihn auch?“

„So war sie die mir bestimmte Braut!“ rief der Offizier mit bebender Stimme und taumelte einige Schritte rückwärts. Unruhige Bewegung ging durch die Reihe seiner Kameraden, selbst van Zeen konnte nicht umhin, den Offizier mit aufgesperrtem Munde anzustarren, was in Verbindung mit der abgehäuteten Nase seinem Gesicht etwas unbeschreiblich Widerliches verlieh.

Dupain war schon bei Entdeckung des Namens der Beurteilten nachdenklich geworden; die unerwartete weitere Aufklärung des Dramas kam ihm immer ungelegener.

In seiner Unbeholfenheit in allen diplomatischen Künsten geriet der sonst so energisch entschlossene Krieger in wirkliche Verlegenheit.

Seine Augen wanderten von einem zum andern. Aber überall stieß er bei seinen Basallen auf Mienen, die nur Teilnahme und Mitleid für ihren unglücklichen Kameraden offen zur Schau trugen.

Den bärtigen Kopf heftig schüttelnd, knurrte er allerlei unverständliche Worte hervor und seine breiten Hände schlugen klatschend die lederbekleideten Schenkel. Endlich löste ihm ein kerniger Soldatenfluch die gebannte Zunge.

„Das läßt sich nun nicht ändern, geschehen ist geschehen — müssen sich die Frauenzimmer denn stets da einmischen, wo sie nichts zu thun haben! — Lieutenant del Patiso,“ fuhr er fort, sich erhebend und auf den Angeredeten zugehend, „nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen, Sie haben ja als braver Soldat nur Ihre Pflicht gethan!“

Im Grunde genommen hatte der Amerikaner gar keine Veranlassung zur Verzweiflung, derartige Gemütsanwandlungen waren es auch nicht, die ihn so still und stumm gemacht, aber da er seine eigentlichen Gedanken preisgegeben keine Lust verspürte, so ließ er die Leute in ihrem guten Glauben und schüttelte zu allem Zureden nur mit dem Kopfe.

„Ich muß ja zufrieden sein, wenn Sie mir sagen, daß ich meine Pflicht gethan habe,“ sagte er schließlich mit eigentümlich trübem Lächeln und ging davon wie ein Träumender, hinaus in den Hof.

An einen Pfeiler gelehnt, der die den Hof umgebenden Galerien trug, saß der Schwarze, Don Pedros Diener, und putzte eifrig ein Paar großer Revolver. Er schien außerordentlich guter Laune; sein dunkelglänzendes Gesicht war zu breitem Lächeln verzogen. Die weißen Augäpfel schimmerten wie Perlmutter und die zurückgezogenen

wulstigen Lippen ließen ein Gebiß frei, schöner und regelmäßiger als alle Erzeugnisse moderner Zahntechnik.

Stolz betrachtete er den Erfolg seiner Bemühungen und ließ bedächtig die wohlgeölten Hähne knacken.

„Sennö viel zufrieden mit schwarzem Matteo,“ murmelte er vor sich hin, „Knall, großer Knall, und Soldaten laufen fort, alle vor dummen Nigger!“

Dieser Gedanke schien dem Schwarzen wirklich gar zu komisch vorzukommen. Er warf den wolligen Kopf ins Genick und lachte aus vollem Halse. Der Widerhall seiner eigenen Stimme in den weiten gewölbten Hallen mußte ihn wohl erschrecken haben.

Scheu nach allen Seiten herumlungend, ob jemand in der Nähe, nahm er dann seine unterbrochene Arbeit wieder auf. Vor Lauschern war er übrigens sicher.

Die alles Lebende niederdrückende Mittagsglut hatte die Reiter nach dem anstrengenden Ritt in ihre Quartiere getrieben. Diese lagen in den Räumen, welche im oberen Stockwerk an die Galerie stießen, die den weiten, vieredigen Gartenhof von drei Seiten umgab. Seit Wochen auf das Lager unter freiem Himmel, auf dem Erdboden angewiesen, fühlten sie sich in den hohen, kühlen Räumen des ehemaligen Klosters recht behaglich. In

den früheren Mönchszellen und auch auf den Galerien selbst, überall lagen sie auf der weichen Streu und ruhten von den Strapazen der letzten Tage. Die starken Holzgeländer, die Pfeiler und Wände prangten unter den bunten Kleidungsstücken und den blanken Waffen der Reiter, eine seltsame Dekoration, wie sie wohl noch niemals die grauen Mauern des Hauses geschmückt, wo selbst in der Zeit vor der jahrelangen Verödung des alten Steinbaues nur die frommen Brüder in ihren dunklen, waldenden Gewändern still und ernst ihre Pfade gewandelt. Hier und dort schläfriges Geplauder, auch wohl einig Schnarchen und in der Ferne hinter dem Gebäude im Viehhofe das Schnauben der Rösse — sonst war alles still. In diesem Frieden lag der Hof mit seinem niedergetretenen Graswuchs. Dichtes Gebüsch und einige hochaufragende schlankte Cypressen umgaben in der Mitte des Platzes eine kreisrunde Brunnenchale, die aus einem Kupferrohr von einem kräftigen Quell so viel Wasser erhielt, daß das kühlende Raß über den Rand lief und sich im feuchten Rasen verlor. Zwischen den Wurzeln eines der Stämme am Brunnen hatte sich Don Pedro einen Platz ausgesucht, um nach den Anstrengungen und Aufregungen des Tages eine wohlthuende Siesta zu halten. Die Hände

am Hinterkopfe verchränkt, träumerisch dem klaren Wasserstrahl zusehend, der plätschernd in das Becken fiel, ließ der Mexikaner die Ereignisse des verfloffenen Morgens an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Immer von neuem trat ihm das liebliche Bild des geängstigten Mädchens entgegen, wie sie die großen dunklen Augen mit bangender Frage auf ihn richtete. Und sie hatte ihn erkannt, sie wußte seinen Namen und wußte jedenfalls auch, welche Projekte die beiderseitigen Väter für die Zukunft geschmiedet. Das

zu wollen und in nächster Zeit mußten die feindlichen Heere im Nordosten des weiten mexikanischen Ländergebietes auf einander stoßen. Diese Aussicht, früher ein neues Reizmittel für seine unruhige, nach Abenteuern jagende Natur, hatte jetzt alle Anziehungskraft verloren. Sie, nach der sein Herz mit allen Fibern verlangte, war ja mit ihrem Vater auf gegnerischer Seite, und er, als geborener Mexikaner aus edlem Blute, stand unter der Botmäßigkeit der Fremden, die sein Vaterland als Domäne betrachteten und darin

schalteten und walteten, wie es ihre Interessen erheischten. Sonderbar, daß ihm das jetzt erst einfiel! Er ergriff sich auf merkwürdig warmen Sympathien für die Rebellen, die Republikaner, die zu hassen und zu verfolgen sein Vater ihm gelehrt. Ja, das war es eben, sein Vater, der als Staatssekretär ein eifriger Anhänger des Kaisers war, hatte ihm den Weg gewiesen, und seine Pflicht war es, auf seinem Posten auszuharren, bis die Zeitläufe den Krieg in Frieden verwandelten. Das Wort Friede hatte nie eine solche Anziehungskraft für ihn gehabt als jetzt, wo er damit die kühnsten Träume von Glück und Seligkeit an der Seite seiner Lucinde verband.

Die Erfüllung dieser ausschweifenden Phantasien stand aber noch in weiter, weiter Ferne. Wochen vergingen, ohne daß Dupains Corps von der Stelle rückte. Kleinere Expeditionen ins Gebirge und nach der See küste zu, wohin gerade die Nachrichten der indianischen Kundschafter die Aufmerksamkeit des alten Bandenführers lockten, unterbrachen hin und wieder die den Reitern gar nicht unwillkommene Muße. Die Spionin und der geheimnisvolle Ausgang ihres Schicksals war so ziemlich von den meisten an der Expedition Beteiligten vergessen worden, aber nicht von allen; nicht von van Zeen, der als vorläufig dienstuntauglicher ungeheuer viel Zeit hatte, darüber nachzudenken, daß die Angaben des Offiziers über die Hinrichtung doch eigentlich recht dürftig gewesen. Er hatte sich von den Begleitern



Unliebame Begegnung. Zeichnung von Ralph Stein. (S. 562.)

Heiraten auf väterliche Empfehlung hatte nie große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. Er hatte sich deshalb bisher keine allzu große Mühe gegeben, die ihm zuge dachte Dame kennen zu lernen. Ja, wenn er sie gekannt hätte, wenn es ihm früher vergönnt gewesen wäre, in diese tiefen, glückverheißenden Augen zu schauen. Nun, das ließ sich nachholen, wenn der Krieg zu Ende und die Parteien im eigenen Lande sich nicht mehr mit den Waffen in der Hand gegenüber standen. Das konnte aber noch lange dauern, vorläufig schien der Feldzug sich erst recht blutig entwickeln

Don Pedro und selbst von José, dem Gastwirt, zu unterschiedlichen Malen den Hergang der Sache, soweit sie ihn mit angehen, erzählen lassen, dabei wurde aber die Hauptsache, der Tod der Dame, nirgends erwähnt. Was zwischen dem Losbrechen des feindlichen Feuers und der eiligen, fluchtähnlichen Ankunft des Patios geschehen, es wurde immer dunkler, und dieser selber machte seit der Zeit ein so unbefangenes heiteres Gesicht, daß man ihm wirklich nicht ansehen konnte, daß das Blut seiner Braut an seinen wohlgepflegten Händen klebe. Am liebsten hätte van Zeen



Die Kaiser-galerie in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerlauf. (S. 502.)

Stichtische Welt.

an Ort und Stelle nachgeforscht, um Spuren des Ueberfalls oder des Verbleibs der Spionin zu finden, aber leider verbot ihm lange Zeit sein lahmes Bein jede anhaltende Bewegung zu Fuß oder zu Pferde. Innerlich war er aber trotzdem schon fest überzeugt, daß del Patio die Dame in irgend einem Rancho im Gebirge, bei einem befreundeten Farmer versteckt, als sein Eigentum aufbewahrte, das er bei günstigen Gelegenheiten — und diese fehlten ja durchaus nicht — besuchte. Und was konnte ein solcher Verkehr mit einer notorischen Anhängerin der Rebellen — so räsonnierte er weiter — nicht alles für Unheil mit sich bringen für die kaiserliche Sache, der er (van Zeen) mit Leib und Leben sich geweiht. Natürlich war die kaiserliche Sache nur Vorwand. Im Grunde genommen garte in seiner Seele nur der giftige Neid, daß er die süße Beute nicht in seinen Besitz bringen konnte, den Versuch dazu hatte er ja schon bei der Gefangennahme der Spionin gemacht, nur hatte ihm der verwünschte Mexikaner einen Streich durch die faule Rechnung gemacht. Diesem wollte er das beneidete Glück nun aber dennoch zu Wasser machen. Zu passender Stunde, als der Chef sich mit ihm in ein intimes Gespräch einließ, wie das so manchmal seine Gewohnheit dem alles ausspionierenden Sergeanten gegenüber war, wagte er so einige leise Andeutungen über seine eigenen Vermutungen in der mysteriösen Angelegenheit; damit kam er aber schlecht an. Wie schon bemerkt, gefiel dem alten Vandenschef sein schnelles, blutiges Urteil ganz und gar nicht, je mehr er durch Erkundigungen von der gesellschaftlichen Bedeutung der reichen Laredos hörte. Es wurde ihm übel zu Mute, wenn er sich vergegenwärtigte, wie man in mexikanischen Kreisen am kaiserlichen Hofe seine strenge Justiz beurteilen würde, wußte er doch selber, wie man in der Hauptstadt um die Freundschaft der Großen des Landes ward und ihre Mitglieder nicht gleich hängte, wenn sie auch manchmal daselbst thaten, wofür man den Leperospion einfach baumeln lehrte. — Als van Zeen diese wunde Stelle in Dupains Thätigkeit berührte, war eine kurze, aber kräftig abgefaßte Mahnung, von der Geschichte nie wieder ein Wort vor ihm oder gegen irgend jemand überhaupt zu äußern, der Lohn, den der Sergeant für seinen Dienstleister einheimste, und das verletzte seine treue Seele tief. Getränkt in seinen heiligsten Gefühlen trollte sich van Zeen auf seinem lahmen Bein in seinen Lazarettwinkel zurück und gelobte sich im stillen, seine Bemühungen dennoch nicht aufzugeben, sondern still fortzuarbeiten, um einstmals den Verrat des Offiziers vor seinem undankbaren Gönner zu entlarven. In voller Glorie gekränkter Unschuld wollte er dann vor seinen Chef treten, ihm beweisen, wie bitter unrecht er seinem Diener angethan, als er ihm befahl, ein für allemal sein breites Maul zu halten.

III.

Der von Dupain längst mit Sehnsucht erwartete Befehl zum weiteren Vorrücken nach Norden war endlich eingetroffen. Truppkörper der regulären mexikanischen Armee und französische Hilfstruppen befanden sich ebenfalls im Anmarsch auf der westlichen Seite der Sierra Madre. Man wollte die Rebellen in ihrem Schlupfwinkel am unteren Laufe des Rio Grande umfassen und womöglich ein für allemal unschädlich machen, da die Rebellion dort, von den benachbarten Vereinigten Staaten aus unterstützt, immer wieder neue Kräfte zum Widerstande sammelte.

Dupain mit seinem fliegenden Corps sollte die Republikaner diesseits des Gebirges angreifen und der Hauptarmee jenseits der Gebirgspässe entgegenzuziehen. Sein erstes Augenmerk war auf Monterey gerichtet, ein wichtiger Stützpunkt für eine Armee, die von hier aus die Minenbezirke mit ihren reichen Hilfsquellen vollständig beserrichte. Die Stadt mit ungefähr dreizehntausend Einwohnern war außerdem Sitz der Regierung des Staates Nuevo Leon, sie in Besitz zu bekommen daher ein großer Vorteil. Eine Nachricht, daß Monterey selbstamerweise von den Republikanern verlassen sein sollte, veranlaßte Dupain, den Angriff zu beschleunigen. So entsandte er denn del Patio mit seiner Compagnie als Vortrab, sich hierüber zu vergewissern und, falls sich die Nachricht bestätigte, in der Stadt Quartier zu machen und darüber hinaus Fühlung mit dem Feinde zu suchen, der sich dann nur in die Berge zurückgezogen haben konnte, die Hochebene überhaupt preisgebend.

In del Patios Gefolge befand sich auch van Zeen, der sich vom Chef die Erlaubnis erbeten hatte, den Vortrab begleiten zu dürfen. Seiner sich selbst gestellten Aufgabe mit unermüdblicher Zähigkeit getreu, beobachtete er unablässig den Offizier. Del Patio war viel zu sorglos und hielt die Angelegenheit mit Lucinde im Lager selbst schon für vollständig erledigt, um sich noch länger mit dem Ueberlästigen zu beschäftigen, den auch die unterhöhlteste Verachtung nicht verschonte.

Die Spitze des Vortrabs bildeten zwei Reiter mit dem Karabiner in der Hand. Erst etwa hundert Schritte hinter ihnen ritt del Patio mit einigen Leuten, unter ihnen auch der unvermeidliche van Zeen. Dem Ziele nah bog die Straße um den Fuß eines Berges und vor den Reitern lag in einer flachen Senkung die Stadt Monterey. Die hellgelb leuchtenden Häusermassen, von üppigen Obstgärten und Gemüsegärten umgeben, lagen ruhig und still, vom Sonnenlicht umflossen. In scharfen Konturen hoben sich einige hohe Dächer und die Kuppeln der Türme in die reine, klare Luft. Ein fleckenlos blauer Himmel wölbte sich über das heitere Bild des Friedens und der Ruhe. Im weiten

Kreise zog sich das Gebirge mit seinen bewaldeten Abhängen um die fruchtbaren Gefilde, so still und feierlich, als hätten nie feindliche Krieger die großartig schöne Natur ringsum mit Waffenlärm gestört.

Von der Bergeshöhe zur Linken zog ein Gießbach seinen blühenden Wasserfaden durch das zerklüftete Gestein, kreuzte unter einer alten Steinbrücke die Straße, um der Stadt zuzueilen.

Als del Patio mit seiner Begleitung die Brücke berührte, schwang sich plötzlich unter dem Bogen derselben ein Indianer hervor. Sofort erhoben sich verschiedene Schusswaffen, aber der rote Mann, geschmückt mit dem ganzen Pompe eines Comanchekriegers, streckte die geöffnete Hand vor zum Zeichen, daß er in friedlichen Absichten käme. Es war Rotmantel, der Leibspion Dupains. Mit der stolzen Haltung des roten Häuptlings schritt er auf den Offizier zu, der auf seinen Wink sein Ross anhalt.

„Wigwams dort nicht sicher,“ sagte er mit einer Handbewegung nach der Stadt in seiner ernsten, gravitätischen Weise.

Del Patio griff nach seinem Doppelglas und inspizierte aufmerksam die Innenstadt, deren breite Straßen leuchtend wie weiße Bänder die Häusergruppen durchzogen. Aber Straßen und Plätze lagen menschenleer und verlassen, nichts deutete auf die Möglichkeit eines ungestörten Empfanges. Auch die blumengeschmückten Terrassen auf den flachen Dächern der Häuser schienen den Bewohnern ein zu heißer Aufenthalt: sie hatten sich alle in das Innere der Häuser zurückgezogen. Del Patio sah durchaus nichts Außergewöhnliches oder gar Gefährliches.

„Hat der rote Häuptling die feindlichen Krieger gezählt?“ fragte er dann in der verblühten Redeweise der Indianer mit leichtem Anflug von Spott.

„Rotmantel hat die Feinde nicht gesehen, aber gefühlt!“ lautete die in bestimmtem Tone gegebene Antwort.

„Bah,“ entgegnete der Offizier sorglos, „es ist niemand zu sehen.“

„Stille zu groß,“ meinte der Indianer mit verächtlichem Blick auf del Patios Doppelglas, „Mexikaner alle in Wigwam!“

„Sehr natürlich!“ lachte der Offizier, „die Sonne ist ihnen zu warm!“

Die Ungläubigkeit des Führers wollte van Zeen durchaus nicht gefallen. Wenn die Feinde dennoch in der Stadt einen Hinterhalt gelegt hätten — und er zog es vor, einen anzunehmen, als allzu kühn in die Gefahr zu laufen — es lief ihm eiskalt dabei über den Rücken; er konnte es nicht unterlassen, den Offizier auf die sonstige Zuverlässigkeit des Rundschafters hinzuweisen, und schlug vor, freilich etwas schüchtern, einen Boten an den Kommandeur abzuschicken und so lange mit dem Einmarsch zu warten, bis Dupain Befehle weiter vorzugehen.

Del Patio warf ihm über die Schulter einen Blick zu, der für den Ratgeber nicht viel Schmeichelhaftes barg.

„Damit der Chef mich herunterkannelt wegen übergroßer Vorsicht und Sennor van Zeen sich ins Häuschen lacht, nicht so? — Nur vorwärts, wenn Dupain in die Stadt rückt, müssen die Quartiere vorbereitet sein, wir halten uns viel zu lange mit dem unnützen Geschwätz auf.“

Del Patio trieb sein Pferd an und ließ den Indianer stehen, der, ohne eine Miene zu verziehen, sich nach Stammesart seitwärts in die Büsche schlug. Im kurzen Trabe, mit bereitgehaltenem Karabiner, ging er in die schweigende Stadt. Das Klappern der Rosseshufe auf dem harten Lavapflaster war der einzige Ton, der von den schweigend niederschauenden Häusermassen ein vielfaches Echo hervorrief. Selten einmal blickte ein dunkler Kopf über die Brüstungen der Terrassen auf den Hausdächern, um schnell wieder zu verschwinden. Das war weiter nicht ungewöhnlich, mit Kränzen und Laubgewinden waren die gefürchteten Contre-Guerillas noch niemals empfangen worden. Der Führer wußte wohl, daß er die Vertreter der Regierung in ihren Häusern auffuchen mußte, wollte er mit ihnen verhandeln. Oft war auch das vergeblich und die Herren ließen sich überhaupt nicht finden — sie waren eben abwesend.

Der Offizier sprengte mit seiner Begleitung bis auf den Marktplatz, den mächtige Gebäude und die Kathedrale im weiten Viereck umrahmten. Hier erwartete er den Haupttrupp seiner Leute, die in stolz kriegerischer Haltung mit emporgehobenen Lanzen herankamen und sich in langer Doppelreihe vor ihm aufpflanzten.

Ein Aufruf van Zeens, der dicht hinter ihm hielt, ließ ihn sich umwenden.

Mit höhnischem Lachen, wie das des Satans, wenn ihm ein böser Streich gelungen, deutete der Sergeant nach dem flachen Dache eines großen zweistöckigen Steinbaues in ihrer Nähe, wo eben mehrere Gestalten, unter ihnen auch Frauen, sich eilig zurückzogen, als sie bemerkten, daß sie die Aufmerksamkeit der unwillkommenen Ankömmlinge erregt.

„Dort oben stand eben die Spionin, dieselbe Spionin, die ich in San Antonio abging,“ antwortete der Sergeant auf del Patios fragenden Blick mit boshaftem Lachen; „sie scheint doch wohl nicht ganz tot zu sein, wie der Herr Lieutenant dem Chef meldete.“

Del Patio war starr vor Schreck. Sollte die heißgeliebte Unvorsichtigkeit wirklich wagen, sich hier mitten unter Feinden aufzuhalten und der Gefahr des Wiedererkanntwerdens zu trotzen? Seine Wut gegen van Zeen überstieg alle Grenzen. Auf den Verhassten einen schrecklichen Blick werfend, riß er den Säbel aus der Scheide und holte zum

tödlichen Streich aus. Van Zeen hatte gerade noch Zeit, sich niederzubücken und sein Pferd in die Reihen der haltenden Reiter zu drängen, die dadurch in Unordnung gerieten.

„Heraus mit dem Schurken!“ knirschte der Offizier, „hieher vor die Front!“

Unter den Reitern entstand Bewegung. Schon streckten sich verschiedene Arme aus, den Sergeanten vom Pferde zu reißen. Der Bedrohte umklammerte krampfhaft den Hals seines Tieres und schrie in heller Todesangst:

„Laßt mich los, der Lieutenant ist ein Verräter, ich bürgе euch mit meinem Kopf dafür, bis der Chef kommt.“

Bögernd und ungewiß, was hier eigentlich vorging, blickten die Reiter auf den Offizier, der schon selbst in ihre Mitte brach, die erhobene Klinge hiebereit.

Da durchzitterten Glockenschläge die heiße, stille Luft. Wie sonst zur Mittagszeit schlugen die Glocken auf dem hohen Kuppelturm der Kathedrale an. Damit änderte sich wie mit einem Zauberschlag die Scene.

Auf den flachen Dächern in der Runde, an den Fenstern und unter den Bogengängen der unteren Stockwerke wurde es lebendig. Da blickten Feuerstrahlen auf, die Schiffe trachten und weiße Dampfwolken stiegen empor wie dufelige Schleier. Aus tausend Kehlen brüllte es:

„Tod den Fremden! Es lebe die Republik!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine unliebsame Begegnung.

(Bild S. 560.)

„Deinen Gaul treib zur Seite, du verd... dickhäutiger Rusch!“ schallt es von dem eht russisch plumphen Jagdwagen herunter und die wütend ausgestreckte Hand des militärischen Sprechers ballt sich zur Faust, den Eindruck der Rede zu verschärfen. — „Stoj, Stoj!“ schreit der eingeschüchterte Bauer sein Pferd an und tritt zwischen die Räder des hochbeladenen Fuhrwerkes, dem daherjaulenden Gespann seines Gutsherrn Platz zu machen.

Wird er ohne Unfall vorbeikommen? Die Situation ist kritisch genug und bedarf zu glücklicher Ueberwindung viel Geschick und guten Willen von beiden Seiten.

Am schlimmsten „fährt“ dabei wohl der Gutsherr selbst, sein Verbleiben auf dem Behelit scheint kaum mehr als eine Frage der Zeit zu sein — wer weiß, was die nächste Minute bringt? Momentan schnauben die zur Seite gedrangenen Pferde, knirschen die Räder und Feldsteine, fluchen Herr und Kutscher und murmelt der Rusch in den struppigen Bart ein halbtautes: „Tschört s taboj!“

Die Kaiserpassage in Berlin.

(Bild S. 561.)

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin hat die Haupt- und Residenzstadt des deutschen Reiches wieder in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt, somit dürfte es unseren Lesern interessant sein, von der jetzt zur Weltstadt emporgehobenen Metropole etwas zu erfahren. Wir führen hier unsere Leser im Bilde zu einem der originellsten Baumerte des neuen Berlin, der Kaiserpassage. Wir wandern zu einer, mitten in dem Brennpunkt des geschäftlichen Verkehrs der Hauptstadt gelegenen Kreuzung zweier Straßen, der von hunderterten von Geschäftsläden besetzten sogenannten großen Friedrichstraße und der hochkaristokratischen Behrenstraße. Gerade hier mündet der eine große Eingang der Kaiserpassage und von hier aus zieht sich im Innern des mächtigen Baues, in schräger Richtung das imposante Häusermeer durchschneidend, eine doppelte Reihe von Läden, von Geschäftsräumen und von Ausstellungen, von Festhallen und Restaurations-, sowie Konditoreiräumlichkeiten in der Länge einer kleinen Straße bis nach der Pilsader von Berlin, den Linden, hin. Viele Gebäude sind hier niedriger worden, deren sonst dem Geschäftsverkehr nahe liegendes, aber für ihn totes Innere nunmehr in prächtigster und hochgelegener Durchführung des Berliner Bauwesens mit neuen Bauweisen besetzt ist, und die verdeckte Halle durchstaut vom frühen Morgen an, wo die massiv eisernen Thore, welche die beiden Eingänge der Kaiserpassage verschließen, herabgelassen werden, bis zur späten Nachfrunde, wo sie wieder aufgewunden werden, eine unzählbare Menschenmenge, deren Frequenz selbst von den belebtesten Berliner Straßen nicht übertroffen wird, während allerdings der Wagenverkehr auf dem durchweg mit gelbem Thonplatten belegten Fußboden der Kaiserpassage gänzlich ausgeschlossen ist.

Nach den Linden zu erhebt sich die imponierende Masse der monumentalen Fassade, welcher architektonisch die in diesem Teile befindlichen mächtigen Saalanlagen entsprechen, während sich nach der Behrenstraße die statlichen, mächtigen Proportionen eines wahrhaften Palastes in einer überaus schönen Front von 300 Fuß Länge aufbauen. Plante, die Nachbargebäude überragende Giebel krönen die Mitte, flankiert von kolletten Türmchen, und gewähren dem Ganzen jenes hohelegante Ansehen, welches die Palastbauten der Renaissancezeit so sehr auszeichnet. Die gesamte Innemarchitektur der nicht in gerader Linie laufenden, sondern aus zwei stumpfwinkelig auf einander treffenden und am Kreuzungspunkt ein imposantes Oktogon bildenden Schenkeln bestehenden Bazarstraße ist durchgehend mit reicher Terracotta-Ornamentik versehen, während sich rings herum in ununterbrochener Reihe vergoldete Gitter von Schmiedeseisen vor den Fenstern hinziehen und dazu beitragen, dem Innern den Charakter einer riesigen Halle zu geben.

Sämtliche vorhandenen Räume sind dem geschäftlichen und industriellen Verkehr gewidmet, sämtliche sind vermietet und zwar zu Preisen, welche bei der Wichtigkeit der dortigen Geschäftszweige und der Menschenfrequenz in der Kaiserpassage nicht hoch genannt werden können. Die Direktion der Passage verwaltete früher einzelne Räumlichkeiten, zum Beispiel das am Oktogon gelegene

Wiener Café, für eigene Rechnung der Aktiengesellschaft, welcher das Ganze gehört, aber dies hat jetzt aufgehört und sämtliche Räume werden verpachtet. Ein aus einer Reihe der großartigsten Räumlichkeiten bestehendes Restaurant International, welches eine Zeit lang die erste Etage in der Behrenstraße und einen großen Teil der inneren ersten Etage einnahm, hat einer andern Bestimmung, nämlich der Umwandlung in ein großes, elegantes Hotel weichen müssen, während die Restaurationsräume sich jetzt in den Parterrezimmern der Behrenstraßenfront befinden. Ein zweites, viel größeres, mit einer Anzahl der hochgelegentesten, durch unsere ersten Künstler mit Gemälden geschmückten Säle versehenes, den Namen Grand Restaurant Impérial führendes Etablissement befindet sich in der ersten Etage unter den Linden. Die vielen glänzenden, zum Teil von unseren ersten Firmen in der Kaiserpassage gemieteten Läden bieten dem Passanten stets eine unentgeltliche Ausstellung des Neuesten und Besten, was die Mode auf jedem Gebiete des Industriellen bietet. Die Räume des am Ottogon gelegenen Wiener Café, sowie das bekannte Wachsfigurenkabinett: Costans Panoptikum, werden stets von zahlreichen Personen besucht. Der Gedanke, die Linden mit der Behrenstraße durch eine Passage zu verbinden und gerade dadurch den zwischen beiden Straßen liegenden, hier besonders schmalen Teil der Friedrichstraße eines Teiles seines Verkehrs zu entlasten, stammt bereits aus dem Jahr 1869, und die ursprüngliche Idee wurde durch die Baumeister Kollmann und Heyden so schnell und so glänzend ausgeführt, daß die Eröffnung des Ganzen am Geburtstage des Kaisers Wilhelm, den 22. März 1873, feierlich erfolgen konnte.



Aus allen Gebieten.

Eine besondere Beleuchtung von Zifferblättern für Turmuhren

Ist in Havre mehrfach angewendet worden und gestattet nach der „Deutschen Bauzeitg.“ ein sehr deutliches Ablesen der Ziffern. Die festen Ziffern wie die beweglichen Zeiger erscheinen bei Tage und des Abends hell auf dunklem Grund. Das zunächst räthelhafte helle Erglänzen der Zeiger vor der dunklen Scheibe hat in Havre selbst bei manchen die Meinung verursacht, die Zeiger seien mit Balmainischer Oelfarbe gestrichen, doch ist der Glanz hierbei bei weitem zu stark. Bei näherer Kenntnisnahme löste sich das Räthel wie folgt: Die Ziffern sind mit weißer Farbe auf einem Zifferblatt aus Fensterglas aufgemalt, die Zeiger bestehen aus Milchglas, während der innere Raum hinter dem Zifferblatt einen schwarzen Hintergrund hat, so daß das Zifferblatt dem außen stehenden Beschauer allezeit schwarz erscheint. Ziffern wie Zeiger erscheinen dagegen bei Tage selbstverständlich milchweiß. Die abendliche Beleuchtung geschieht vom Innern aus durch niedrig auf dem Fußboden angebrachte, starke Reflektoren, welche ihre Strahlen durch die Fensterglasscheibe schräg nach oben in die Luft werfen, so daß keine direkten Strahlen zum Auge des unten auf der Straße stehenden Beschauers gelangen können. Das die milchglasartig durchscheinenden Ziffern und Zeiger treffende und von demselben zerstreute Licht ist dabei so intensiv, daß diejenigen Strahlen des zerstreuten Lichtes, welche den Beschauer treffen, sowohl die Ziffern als die Zeiger in hellem Glanze erscheinen lassen. Die sehr sinnreiche Einrichtung rührt vom Uhrmacher Doray in Havre her.

Lüften der Milch.

Die guten Folgen des in Amerika von den rationellen Milchindustriellen stets sehr sorgfältig vorgenommenen Lüftens der Milch werden bei uns im allgemeinen viel zu wenig beachtet. Auf die Notwendigkeit des Zutrittes reiner, guter Luft zur frisch gemolkenen Milch hat sicher zuerst die Erfahrung aufmerksam gemacht, daß eine längere Aufbewahrung solcher Milch in luftdicht verschlossenen Gefäßen auf die Qualität derselben sehr nachteilig wirkt. Die wohlthätige Wirkung der zutretenden frischen, reinen Luft ist, wie in der „Milchzeitung“ bemerkt wird, darin zu suchen, daß durch das Lüften in der frischgemolkenen Milch eine lebhaftere Wasserverdunstung veranlaßt, damit Verdunstungskälte erzeugt und so das Fortschreiten der Milchsäuregärung verzögert wird. Gleichzeitig werden durch die zutretende frische Luft fremde, von der Milch angenommene Gerüche, welche die Qualität der aus ihr erzeugten Produkte gefährden können, verdrängt. Dies sind die Gründe, welche zur sorgfältigen Lüftung der Milch vor ihrer weiteren Verarbeitung bestimmen und besonders darauf bestehen lassen, daß unter keiner Bedingung die frischgemolkenen Milch in Ställe selbst stehen bleibe oder an Orten aufbewahrt werde, wo sich andere, stark riechende Gegenstände befinden, während durch den Zutritt der reinen Luft vor allem der sogenannte „tierische Geruch“ beseitigt werden soll.

Torf als Webstoff.

Das Mittel, aus Torf einen neuen Webstoff zu gewinnen, hat, wie das „Handelsmuseum“ berichtet, Verand, ein Industrieller in Masfricht, entdeckt; derselbe erzeugt aus gewissen Torfgattungen eine Faser zum Weben von Stoffen, welche er Verandine nennt, und welche eine große Ähnlichkeit mit verschiedenen wollenen Kleiderstoffen haben, jedoch billiger als diese herzustellen sind. Der neue Webstoff wird aus der Faser gewonnen, welche den Torf wie eine Art Füllhorn umgibt und beseitigt werden muß, ehe man den Torf als Brennmaterial benutzen kann. Durch das Verfahren Verands wird die Verandine erzeugt, woraus er schöne

Gespinnste herstellt, die gut die Farbe halten und wovon 15,000 Meter auf ein Kilogramm gehen. Unter Hinzufügung von 40 bis 50 Prozent Wolle werden wenig teure Stoffe, welche der Abnutzung großen Widerstand leisten, hergestellt. Der Erfinder versucht augenblicklich ein Tuch zu weben, welches 70 bis 80 Prozent Verandine enthält und das er um den Preis von 2 Franken 12 Centimes den Meter in den Handel bringen zu können hofft. Wenigstens die Hälfte der Torfmoore soll einen Torf liefern, der, so wie er aus der Erde kommt, die Faser schon in dem Zustand enthält, wie das Verfahren Verands beansprucht, und bei der anderen, meint er, könne man die Entwicklung künstlich fördern. Verand weist noch auf verschiedene andere Anwendungen der Verandine hin, zum Beispiel zum Ausstopfen von Möbeln und Bettzeug und vielleicht zu chirurgischen Zwecken als Verbandzeug. Mit Hinsicht auf das letztere werden in Frankreich und Holland mit diesem Stoffe Versuche angestellt.

Anstrich für Fußböden.

In manchen Fällen werden, so schreibt die „Badische Gewerbezeitung“, bei Fußbodenanstrichen Farben benützt, denen Bleistaub hinzugefügt wird. Dies ist sehr ungewöhnlich, indem derartige Fußböden sich schnell abnutzen, respektiv abtreten. Wir empfehlen, zum Oelfarbenanstrich der Fußböden nur Erdfarben zu verwenden. Auch die Benutzung des mit Bleiglätte gekochten Firnisses ist nicht vorteilhaft, dagegen empfiehlt es sich, einen Firniß anzuwenden, welcher mit borsaurem Manganoxydul gekocht ist. Das borsaure Manganoxydul (Manganborat) liefert unter allen Manganpräparaten hierfür die besten Resultate und geben wir im folgenden eine Vorschrift zur Herstellung eines brauchbaren Manganboratfirnisses: 1 Kilogramm völlig trockenes und eisenfreies (das selbe ist ganz weiß) borsaures Manganoxydul wird auf das feinste zerstoßen, und das feine Pulver nach und nach in 5 Kilogramm Leinöl eingerührt, welches letzteres in einem geeigneten Gefäß unter fortwährendem Umrühren bis auf 200 Grad Celsius erwärmt wird. Zu gleicher Zeit bringt man in einen Kessel 50 Kilogramm Leinöl, erhitzt letzteres, bis es anfängt Blasen zu werfen, und läßt die aus Leinöl und borsaurem Manganoxydul bereitete Flüssigkeit in seinem Strahle in den Kessel fließen; hierauf verstärkt man das Feuer und läßt alles zusammen stark aufkochen. Nach Verlauf von 10 bis 20 Minuten schöpft man den fertigen Firniß aus und filtrirt ihn noch heiß durch Baumwolle. Ein auf diese Weise bereiteter Firniß kann sofort verwendet werden. Für gewöhnlich gibt man für Fußböden zwei Anstriche; doch hat man darauf zu achten, daß der zweite Anstrich nie eher vorgenommen wird, als bis der erste vollständig trocken geworden ist. Recht empfehlenswert ist es, die mit Oelfarbe gefirnishten Fußböden noch mit einem sogenannten „Fußbodenlack“ zu überstreichen, in dem mittels letzterem der gefirnishten Fußböden einen besonderen Glanz erhält und auch der oberen Decke eine größere Festigkeit verliehen wird. Einen sehr guten Fußbodenlack erhält man nach folgender Vorschrift: Man löst 50 Gramm Schellack in 120 Gramm 80prozentigem Spiritus auf, fügt der Lösung 6 bis 7 Gramm Kampfer hinzu und filtrirt durch ein feines Filter den Bodensatz ab. Mit diesem Lack wird der Fußboden gestrichen und man hat hier den Vorteil, daß die obere Decke desselben durch den Schellack fester wird. Tritt sich mit der Zeit der Fußboden ab, so braucht man nur den Lack wieder aufzutragen, um schnell wiederum einen glänzenden Fußboden zu erhalten.

Forellenaufzucht und Forellenmästung.

Ueber Forellenaufzucht und Forellenmästung macht R. v. Polenz in der „Deutschen Fischereizeitung“ Mitteilungen, welche verdienen, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Als durch Wasserregulierungen, Kunstwiesenbauten und industrielle Fabrikanlagen die natürliche Forellenzucht des Herrn von Polenz sehr beeinträchtigt wurde, begann derselbe mit der künstlichen Forellenzucht, welche nach langjährigen Versuchen zu günstigen Ergebnissen führte. Eine bis zwei Monate alte selbstherbrütete Forellenbrut wird in kleine Quellbäche gesetzt, deren unteres Ende mit einem Sieb gefächert in der Weise geschlossen ist, daß die Brut nicht abschwimmen kann. Sechs Monate bis ein Jahr wird die Entwicklung dieser kleinen Fische der Natur überlassen, weil mit der künstlichen Fütterung der Forellenbrut kein Gewinn erzielt werden konnte. Die einhalbjährigen und älteren Forellen wurden seit mehreren Jahren auf verschiedene Weise aufgezogen und gemästet, und es fand sich dabei, daß sie von diesem Alter an in Teichen und anderen geschlossenen Gewässern schneller wachsen und gedeihen, als in Bächen. Aus diesem Grunde wird die weitere Aufzucht und Mästung nur noch in Teichen oder künstlichen Wasserbeden getrieben, und zwar in der ersteren auf natürliche Weise, in den letzteren aber mit künstlicher Fütterung. Als Forellenteiche sind solche am ertragreichsten, in welchen hinlänglich frisches Wasser mit gutem Fall ununterbrochen ein- und abfließt; auch Teiche, die geeignetste Größe für Forellenteiche, in welchen die Natur selbst das nötige Futter erzeugen soll, ist eine Ausdehnung von 25 bis 27 Ar mit einer Tiefe von 1 1/2 bis 3 Meter am Auslauf, aber mit flachem Wasserstande am Einlauf. Der flache Wasserstand am Einlauf erzeugt Wasserpflanzen und diese wieder animalische Futtererzeugung für die Fische, während der hohe Wasserstand am Auslauf die für die Forelle günstige Wassertemperatur herbeiführt. Die künstliche Fütterung der Forellen in ausgemauerten Becken lieferte mehr oder weniger günstige Erfolge. Weniger günstig waren dieselben bei Fütterung mit lebenden Fischen, Fröschen, Regenwürmern und Insekten, da dieselben Futtertiere nicht in beliebiger Menge beschafft werden konnten und beim Uebergang des einen Futtermittels zu einem andern bedeutende Rückschläge in der Mästung eintreten. Die günstigsten Resultate wurden erzielt bei der Mästung mit nichtlebenden Futtermitteln, und zwar 60 Prozent Fleischmehl, 30 Prozent geringem Getreidemehl und 10 Prozent Viehfalz. Diese werden mit Wasser zu einem zähen Brei gemengt, darauf abgetrocknet und den Forellen in das Becken in kleinen Brocken täglich zweimal in solchen Mengen vorgeworfen, als sie ohne Ueberreste zu lassen gierig fressen. Bei dieser Fütterungsweise wurde in zwei Monaten meistens doppelte Verdoppelung des Gewichts bei geringen Kosten erzielt.

Kryptogramm.



Der Sommer ist doch noch nicht da — Wer macht denn hier schon „Hopp-sa-sa“?

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 539:

Wolfsk.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 539:

Die Freundschaft, die der Wein gemacht, währt wie der Wein nur eine Nacht.

Kleine Korrespondenz.



J. B. in Straßburg. 1) Karl J. Trübner, Buchhandlung, Straßburg i. E. 2) Jaennick, Handbuch der Oelmalerei, R. 4. 50.
Hrn. R. R. in B. Die Sache ist doch wohl von keiner solchen Bedeutung, um ihr Berse in unserem Journal zu widmen; an und für sich sind diese sehr lässig.
Frau C. Raper in A. 1) Durch gemöhnlichs Filtrirpapier, das man auf einen reinen Trichter legt. 2) Als desillirtes Wasser. 3) Dafür können wir keine Garantie übernehmen, wir stellen es mit, wenn die Mischung und nicht schädlich erscheint.
Hrn. G. W. in B. Für Privatkreise ganz lässig.
Hrn. L. W. Al. in B. Wir wissen nicht, woher man jene Polsterseine, „Schuhmachermeister“ genannt, bezieht. Vielleicht kann einer unserer Leser hier Auskunft geben.
Hrn. J. R. in Adln. Sehr großer Vorrat.
Hrn. J. Mahle. Eine Vierteljahresschrift durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Hrn. E. D. in R. Das Oelfarbenbild „Der Vliehling“ kostet für Abonnenten unseres Journals nur 1 Mark. Wir raten Ihnen aber, Ihre Bestellung bald, am einfachsten bei Ihrer Buchhandlung, aufzugeben, denn der Vorrat von diesem hübschen Kunstbild ist nur noch sehr gering.
Frau W. Zw. in Tarnow. Gegen dergleichen „Unfälle“ im kaufmännischen Leben gibt es keine Versicherungen. Eine solche würde wohl kaum einen Monat bestehen, dann trafe sie der gleiche Unfall.
Frau W. Graul in Wien. Da diese Bronze aus Kupfer, Zinn und Zink besteht, so möchte man erst das Mischungsverhältnis dieser drei Metalle wissen, bis man durch eine Mischung mit Säure die ursprüngliche Farbe wiederherstellen könnte. Wie Sie sehen, ist die Sache durchaus nicht so einfach.

Frl. Emilie Fabrian in G. Wir sind in der angenehmen Lage, Ihnen darüber Auskunft geben zu können. Ein Erholungsheim für weibliche Berufsarbeiterinnen ist in dem reizenden thüringischen Städtchen Schmalkalden gegründet worden...

Hrn. T. Zweite in D. Das Gelingen der neuen Sohlen mit Seidvl soll dem Zweck entsprechen.

Frau Paula Witte in Bernhausen. Lassen Sie Ihren Sohn die Schule erst durchmachen.

O. R. 100. In diesem Fall muß Ihr Herz und Ihr Verstand Ihnen raten. Wie können wir das aus der Ferne und ohne jede Kenntnis der Verhältnisse und der Person!

Frl. Antoinette K. in D. In Berlin, die Letztliche Scherinnen-Schule.

Abonnet in Rosel. Warum denn nicht! Aber gewöhnen Sie sich das Rauchen ab, denn das wird hier nicht gelitten!

Hrn. J. Probst in Halle. Man kauft warmes Salzwasser durch die Nase ein, das ist ein bewährtes Familienheilmittel.

Abonnetin D. R. in Breslau. Sehen Sie der Linde etwas Alkohol zu oder auch eine Messerspitze Salicylsäure.

Richtige Übungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frl. A. Grack, Sommerfeld; Hermine Wicene, Jglau; Maria Kraak, Düsseldorf; Bertha Salomon, Posen; Ottilie Leiß, Wien; Emma Bolter, Zürich; Rany Rehlbeer, Hannover; Julie Riß, Ulm; Mina Fried, New-York; Ottilie Bläß, Brunn; Karoline Seupold, Wien; Antonie Proß, Kiel; Elise Sarron, Berlin; Gufaba Riensie, Friedrichshafen; Frau Mathilde Ostermond, Kopenhagen; Eva Wallerstein, Kärnberg; Hrn. A. Marschhausen, Leipzig; Abonnet in Korthelm; B. Kiedel, Glauchau; A. Querillot, Heidelberg; A. Bobe, Leipzig; M. Seidenspinner, Rottweil; R. Keller, Innsbruck; A. Kobovna, Raaden; G. Richter, Halle; J. Rauser, Ravensburg; R. Knoll, Ulm; M. Bäuerle, Chicago; T. Traumann, Bernburg; J. Säuberlich, Bamberg; G. Götter, Potsdam; W. Kaulcke, München; A. Berger, Bayreuth.

Anfragen. *)

37) Wie kann man einen Fettsäuren aus einer kostbaren Meeresschaumspitze entfernen? Dieselbe ist noch nicht gebraucht worden.

A. J. Perleberg.

Antworten.

Auf 37): Um Eisengeräthschaften, die Sommer und Winter im Freien sein müssen, vor dem Einfließen der Witterung zu schützen, überzieht man dieselben mit einem Anstrich aus Weingeist mit Leinölharz und Terpentinöl angetrieben.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von jedem unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baiß und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gerolot, Roman nach dem Englischen von W. Hanna. Fortsetzung. - Die Vertuscherei in der weißen Eiser, von Emil Böhm. - Pflanzenleben auf Banknoten. - Albumblatt: Flora persania: Von Hugo Prohl. - Von einem Geist berührt, Erzählung von Wille Gellink. - Besteht die deutsche Ueberzeugung von Max v. Weizsäcker. - Für den Weizsäcker, von W. - Die Fährerei auf der Harz. - Aus dem Vormensleben. - Von Petros Brautfahrt, Erzählung von Max v. Weizsäcker. - Eine unliebsame Begegnung, von W. - Die Kaiserpaßage in Berlin. - Aus allen Gebieten. - Kryptogramm. - Bilderzettel. - Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Die Mine von St. Gerolot; Der Mann war mein Onkel, der in besten Schloß ruhende, George Reduth. - Die Fährerei auf der Harz, Originalzeichnung von Hermann Birkand. - Für den Weizsäcker, Zeichnung von S. Bolpr. - Unliebsame Begegnung, Zeichnung von Ralph Stein. - Die Kaiserpaßage in Berlin, Originalzeichnung von G. Theuerlauf.

Billige und gute Reise-Lektüre!

Wohlfeile Romane und Novellen für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind jedoch neu erschienen:

- Karl Detlef, Auf Capri . . . Preis M. 2. -
Van Dewall, Der Spielprofessor . . . Preis M. 2. -
Van Dewall, Ein Frühlingstraum . . . Preis M. 1. -
F. W. Hackländer, Der Toreador. -
Ein Eisenbahn-Abenteurer . . . Preis M. 1. -
F. W. Hackländer, Am Herdfeuer. -
Reiselust . . . Preis M. 1. -
Otto Müller, Die Förstersbraut von Heunkirchen . . . Preis M. 1. -
W. A. v. Weber, Schauen u. Schaffen. I. Preis M. 1. -
W. A. v. Weber, Schauen u. Schaffen. II. Preis M. 1. -

Diese wohlfeilen Roman-Ausgaben eignen sich ganz vorzüglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-Bibliothek. Sie verbinden gediegenen Inhalt mit äußerster Billigkeit bei sehr eleganter Ausstattung.

Dieselben sind zu den beigelegten billigen Preisen elegant gebunden durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie auch auf allen Bahnhöfen vorrätig.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart ist erschienen:

EBERS-GALLERIE.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorf, P. Thumann.

Zwanzig Kunstblätter in photographischen Reproduktionen von Fr. Bruckmann in München. Imperial-Ausgabe. (Kartongröße 85x62.) Preis der Sammlung komplet M. 250. - Preis des einzelnen Blattes M. 15. - Grossfolio-Ausgabe. (Kartongröße 52 1/2 x 39.) Preis komplet in Leinwandmappe M. 60. - Preis des einzelnen Blattes M. 4. 50. Kabinet-Ausgabe. Preis komplet in Leinwandmappe M. 20. - Preis des einzelnen Blattes M. 2. -

Allen Verehrern der Ebersschen Muse sei unsere „Georg Ebers-Galerie“ angelegentlichst empfohlen. Diese prächtigen Kompositionen eignen sich in den beiden grossen Formaten zum schönen Wandschmuck wie zum Auflegen im Salon gleich gut, während die kürzlich erschienene zierliche und elegante Kabinet-Ausgabe als sinniges Geschenk, besonders für Damen, vorzüglich geeignet ist.

Die Ebers-Galerie ist in allen drei Ausgaben durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

Verfälschte schwarze Seide. Man verbinde ein Mäntelchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Edle, rein gefärbte Seide fräutelt sofort zusammen, verliert bald und hinterläßt wenig Fäden von ganz hellbräunlicher Farbe. - Verfälschte Seide (die leicht spedit wird und bricht) brummt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Fäule, die sich im Gegenjag zur echten Seide nicht fräutelt, sondern frümmt. Verdrückt man die Fäule der echten Seide, so zerbricht sie, die der verfälschten nicht. Das Seidenfabrik-Depot von G. Henneberg (R. u. R. Hofstr. 12) in Zürich versendet gern Muster von seinen echten Seidenstoffen an jedermann, und liefert einzelne Rollen und ganze Stücke sofort ins Haus, ohne Zollrechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

OTTO HERZ & CO'S SCHUHE UND STIEFEL SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN. FRANKFURT A.M.

Rollstühle, Fahrstühle für Straßen und Zimmergebrauch zum Tragen und Selbstfortbewegen eingerichtet in allen Kombinationen, für sonstige Apparate zur Gesundheits- und Krankenpflege liefern in unübertroffener Ausführung Verein. Fabriken zur Herstellung von Sanitätsgeräthschaften (norm. Strohstuhl-Fischer) G. Raquet, Heidelberg u. Berlin SW., Friedr. 23. Größte weltbekannte Spezialfabrik, mit 15 goldenen Medaillen prämiert und Postlieferant von 8 regierenden Häusern. 1285

LEONHARDI'S TINTEN. Rühmlichst bekannt. Mit ersten Preisen ausgezeichnet! Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibm.-Hdlg. des In- u. Auslandes.

Der Bier-Commerz. Anleitung zur Abhaltung eines Commerces in nicht-studentischen Kreisen. Nebst einer Auswahl der beliebtesten neueren und älteren Trinklieder. Eleg. gebunden 50 Pf. 10 Expl. M. 3.-, durch jede Buchh. und direkt m. Porto 10 resp. 40 Pf. G. Kramer, Buchhandlung, Hamburg.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille. Kupferberg Gold. Invalider soll salutarer Qualität. Hr. Ad. Kupferberg & Co. Mainz. Hochfeinster aus dem Grubenberg v. Himmels u. R. Rabin. Zu beziehen durch alle Weinhandlungen.

Stottern!! heilt schnell und sicher die Anstalt von Robert Ernst, Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franco. Honorar nach Heilung.

Klinik zur gründl. Heilung v. Haut-, Nerven-, Blasen-, Schädle-, Nervenkrankh., Rheumatismus u. Dir. Dr. Rosenfeld, Berlin, Zimmerstr. 65. Prospekt gratis. 1294. Ernschudt heilt ich durch mein vorzügliches Mittel und liefert auf Verlangen umloht gerichtlich geprüfte und etw. erbürgerte Zeugnisse. Reinhold Meißner, Hofbräu in Dresden 10. 1224. Das Postamt-Schubband, laut Karte u. etw. erbürgerte Zeugnisse resp. Verlangen als vorzügl. Schuttmittel gegen Migräne, rheum. Kopf- u. Halbschmerzen, Nervenleiden u. sehr bewährt u. durchaus unschädlich, versendet foto. für M. 1.10. A. G. F. Faser, Hamburg.

Mondamin Zu allerlei Milchspeisen, Flammern, Fruchtgelines, Puddings etc. Ersetzt Gelatine. Erleichtert die Zubereitung. Verbindet den höchsten Wohlgeschmack mit der leichtesten Verdaulichkeit. Auch zur Verdickung von Suppen etc. vortrefflich. Mondamin ist ein entölttes Mais-Produkt, Fabr. Brown & Polson, k. e. Hof. Paisley (Schottland) u. Berlin, Hallesgestr. 35 u. ist in feinen, Esswaren- u. Drog.-Handl. in 1/4, u. 1/2 unel. Pfl.-Pack. zu haben.

CACAO-VERO, entölt, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt so gleich das fertige Getränk) unübertroffen. Cacao. Preis per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfl.-Dose 850 500 150 75 Pfennige. HARTWIG & VOGEL Dresden

In unterzeichnetem Verlage sind nachstehende vortreffliche Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Erste, vermehrte Auflage. Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. Sixième édition. Revue et augmentée par C. Villatte. Avec douze gravures sur bois. Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern. Fifth edition. With illustrations. Der Preis einer jeden Sammlung in reichem, geschmackvollem Einband beträgt nur 7 Mark.

Seirat Welche Detailsvorsicht erhalten Sie sofort im verheirateten Couvert (discret). Porto 20 Pf. „Genetel-Angel“, Berlin SW. 61. H. Damen-Verl. J. BRANDT & G. W. NAWROCKI besorgen & verwerten PATENTE in allen Ländern BERLIN W. 78. Friedrichstrasse 78. Pianinos, billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probensendung, Prospekt gratis. Fabrik Weldenslaufer, Berlin NW.

Humoristika aus der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig. Münchhausen's Abenteurer und Reisen, illustriert von Gustav Doré. M. 9. - van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren, illustriert von Othello. M. 3. - van Dewall, Kadettengeschichten, illustriert von Othello. M. 4. - Lindau, Die kranke Köchin, illustriert von Ehrentaut. M. 4. - Sämtlich fein gebunden. - Busch, Hans Hucklebein, der Unglücksrabe, das Pusterrohr, das Bad am Samstag Abend. Cart. M. 3. - Busch, Die kühne Müllerstochter, der Schreihs, die Prise. Cart. M. 2.